This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN TATC Y

Unbekannte Briefe

50543.19

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

BOUGHT WITH INCOME
FROM THE BEQUEST OF
HENRY LILLIE PIERCE
OF BOSTON

59 / 1870 h

Unerbetene Briefe

Oscar Blumenthal

Unerbetene Briefe

Trifft euch des Spottes funkelnder Blitz,
So müsst ihr nicht gleich verzagen . . .
Ihr könnt zwar nicht jedermann an Witz,
Doch jeden an Grobheit schlagen!

Stuttgart und Leipzig 1902
Deutsche Verlags-Anstalt

~~50543.95~~

50543.19

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
FEB 25 1960

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Papier und Druck der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis

Plauderbriefe

	Seite
Mein Wunschzettel	9
Das Katherl	16
Ein Salonwörterbuch	22
Schauspieler und Autor	29
Klubweisheit	37
Lebensläufe	48
Aus Agnes Sormas Wörterbuch	56
Eine Faschings-Epistel	65
Dolcefarniente	70

Wanderbriefe

Sirmione	79
Zeilen aus Venedig	84
Frühling im Süden	88
Von der Riviera	90
Aus der Donaustadt	91
In Sankt Wolfgang	95
Von der Dorfstraße	97
Sommerlied	98
Auf der Heimfahrt	99

Streitbriefe

Seite

Kommende Geiſter 103
Die moderne Seele 111
Nach Abſchaffung der Zenſur 119
Der Laie 127
Das litterariſche Brettl 136
Aus Doktor Roerens Briefmappe 142
Sylveſter-Orakel 150
Trutzlieder 156
Für den Narrenturm 161

Anſichtskarten

An Dieſen und Jenen 175

Plauderbriefe

Mein Wunschzettel

Der Inhalt Ihres seltsamen Briefes, verehrter Freund, kann in der That nur durch sein Datum entschuldigt werden. Sie verlangen von mir die Aufstellung eines Wunschzettels für die Erwachsenen. Ich soll versuchen, das Inventar der Sehnsucht aufzunehmen. Ich soll die Umrisse der Luftschlösser nachzeichnen, die wir in den Stunden des wachen Träumens bis zu den Wolken emporsteigen lassen. Und dieses sonderbare Begehren glauben Sie einfach dadurch begründen zu können, daß Sie über Ihren Brief das Datum setzen: „Am ersten Dezember, im Monat der Wünsche."

Und Sie haben nicht Unrecht. Das ist wirklich der Monat der Wünsche. Zu keiner andern Zeit des Jahres werden wir so nachdenklich vor die Versuchung geführt, die nüchterne Bilanz von Wunsch und Erfüllung zu ziehen. Und wenn wir reiferen

Leute, denen das Alter schon die ersten Silberfäden in das Haar geflochten und die ersten Furchen in die Haut gekerbt hat, in diesen Tagen die blühende Jugend um etwas beneiden möchten, so ist es die Kraft des Wunsches, die in den noch so fröhlich unerfahrenen Herzen lebt. Auf wohlerwogenen Wunschzetteln zeichnen sie den Katalog ihrer Träume auf und sind gewiß, daß in der Stunde der Erfüllung ein Glück über sie kommen wird, das keine neue Sehnsucht mehr übrig läßt. Die weisen Leute lächeln über diese Kinderthorheit. Sie haben das schwermütige Dichterwort im Gedächtnis: „Der Mensch träumt sich ein Weltmeer von Entzücken und erschöpft es mit der hohlen Hand.“ Wir wissen, daß jede Erfüllung wieder einen Wunsch in ihrem Schoße trägt, und oft haben wir es seufzend erfahren müssen, daß keine noch so verschwenderische Schicksalsgabe in den ersehnten Lichtsaal des Glückes führt. Wir werden immer nur von einem Vorzimmer in das andre geleitet, und das Leben ist ein ewiges Antichambrieren. Aber wir wissen auch, daß nur in dieser ziellosen Wanderung von Wunsch zu Wunsch die großen Kräfte der Menschheit flüssig werden. Ein Volk, das nichts mehr erwartet und nichts mehr ersehnt, würde sich selbst überlebt haben. Und darum haben auch die Wissenden ihre verträumten Stunden, in welchen sie der Zeit mit ihren Wünschen voraus-

eilen und gern einmal mit einem Sehnſuchtsblick durch das Guckloch des Vorhangs ſchauen, der uns die künftigen Geſchicke der Menſchheit verſchleiert... Das iſt der Monat der Wünſche! Und ſo ſei es mir geſtattet, auch die meinigen aufzuzeichnen.

* * *

Ich wünſche den kommenden Geſchlechtern, daß ihre Entwicklung in einem etwas langſameren Zeitmaß fortſchreitet als in den letzten zwei Jahrhunderten, und daß ſie die Kultur nicht allzu geſchäftig über die ganze Breite der Erde tragen möchten. Denn wie in den großen Forſten einzelne Strecken als Bannwald gelten und vor jedem lichtenden Axthieb geſchützt ſind, ſo wünſchte ich, daß auf der bewohnten Welt noch einige Streifen übrig bleiben, in welchen die Bildung nichts ausrotten darf, und die freien, erdgeborenen Inſtinkte in üppiger Wildheit wuchern können.

* * *

Ich wünſche, daß es dem ſatten Spießbürger unter dem Schutze der Obrigkeit nicht länger geſtattet ſein möchte, jeden freien Denker für einen Rebellen zu halten, weil er aus dem Schoß der alten Ordnungen eine neue erzeugen will.

* * *

Ich wünsche, daß das satirische Lächeln, das wir nur mühsam verhehlen können, wenn von einem Kirchenfürsten ein Sterblicher heilig gesprochen wird, auch die weltlichen Machthaber verspottet, wenn sie Begriffe heilig sprechen und dem freien Gedanken verwehren wollen, über sie hinauszuwachsen. Den Vorkämpfern des freien Sinnes aber wünsche ich, daß sie in einigen Jahrhunderten so viel Freiheitssinn entwickelt haben möchten, um sogar — eine andre Meinung ertragen zu können.

* * *

Ich wünsche, daß unsre Urenkel das erquickende Bild der Völkereintracht nicht bloß dann verwirklicht sehen, wenn es gilt, in brüderlicher Uebereinstimmung auf ein andres Volk loszuschlagen.

* * *

Ich wünsche, daß die Krieger, die wir in die Ferne senden, in den eroberten Städten nicht den Wappenspruch auf ihren Fahnen mißverstehen und plündernd ausrufen: „Nimm Jedem das Seine!“ ...

* * *

Ich wünsche, daß einst auf Staatskosten ein Invalidenhaus für altersschwache Phrasen und ein Nationalfriedhof für längst verstorbene Gemeinplätze

errichtet wird, und daß Jedem die litterariſchen Ehrenrechte aberkannt werden, wenn er dieſe Wort- und Gedankenmumien wieder ans Tageslicht zieht.

* * *

Ich wünſche jedem konſtitutionellen Staate, in welchem man es mit den Volksrechten ernſt nimmt, nicht einen gut regierenden, ſondern nur einen gut regierten König.

* * *

Ich wünſchte, endlich einmal dem ſeltenſten der Menſchen zu begegnen, der ein ganzes Leben lang ohne Selbſttäuſchung fromm, ohne Anmaßung klug, ohne Schwermut weiſe, ohne Herbheit ſtolz, ohne Buße aufrichtig und ohne Orden patriotiſch war.

* * *

Dem neuen Dichtergeſchlecht, das uns die Zukunft bringen ſoll, wünſche ich, daß es recht bald mit ſiegreichen Schöpfungen in die Erſcheinung treten möchte. Denn jene Neuen, die leider ſchon unter uns leben, können nicht durch die Alten überwunden werden, ſondern nur durch die noch Neueren.

* * *

Was ich meinen tadelnden Beurteilern wünſche? Nur das Eine: Daß ſie Unrecht haben ... Jenen

Kritikern aber, die nur über einen immer wiederkehrenden dürftigen Wortschatz verfügen, wünsche ich, daß ihre Redewendungen wenigstens nicht ganz so viele Wiederholungen erleben möchten, wie — die Stücke, denen sie am heftigsten zürnen.

* * *

Ich wünsche, daß ein Edison der Zukunft dem Telephon, das uns gestattet, ferner und immer ferner zu sprechen, eine Gegenerfindung gesellt, die manchen Mitbürger zwingt, ferner nicht zu sprechen.

* * *

Ich wünsche, daß im Straßenverkehr des neuen Jahrhunderts endlich der elektrische Fußgänger erscheint, der durch eine sinnreiche Signalvorrichtung die Lenker der Straßenbahnen veranlaßt, ihm wenigstens manchmal ihre Aufmerksamkeit zu zollen.

* * *

Ich wünsche unsern Bühnenleitern im Kampf um den täglichen Spielplan immer noch lieber Stücke, die der Zensor verbietet, als Stücke, die sich selbst verbieten.

* * *

Ich wünsche den kommenden Philosophen, daß die tiefsten Worte, die sie prägen, nicht von der

Gedankenlosigkeit nachgeplaudert und vom Unverstand in Besitz genommen werden. Denn von allen Dummköpfen sind die gefährlichsten, die unsrer Meinung sind.

* * *

Ich wünsche den liebenswürdigen Optimisten, die noch Träume und Ideale haben, daß sie auch den Gleichmut besitzen, um ihr Pflichtteil an Lächerlichkeit auf sich zu nehmen.

* * *

Und ich wünsche endlich, daß diese Weihnachtswünsche schon zu einer Zeit in Erfüllung gehen, in der sie noch nicht völlig den Weg aller Wahrheiten durchmessen haben, der nach Schopenhauers treffendem Wort vom Paradoxon ausgeht und im Gemeinplatz versandet.

Das Katherl

An Frau Helga W... in Kopenhagen.

Sehr geehrte gnädige Frau! Der Kunstbericht in der Zeitung, der einige wegwerfende Worte über die nun schon aus der Mode gekommene Armeleutemalerei enthält, hat mich nicht abhalten können, wieder und immer wieder das Bild des armen Katherl zu betrachten, das Sie in einer hiesigen Kunsthandlung ausgestellt haben. Es hat mich nicht mehr losgelassen, dieses bleiche Kind mit seinen großen bittenden Augen, seinem müden Mund, seinen mageren Armen, seinen hilflosen abgezehrten Händchen und seinen schlaff herunterhängenden Beinen mit den löcherigen Strümpfen und dem jämmerlichen Schuhwerk. Schon auf den ersten Blick hat mich dieses Bild so gefangen genommen, daß ich sofort den Entschluß gefaßt habe, es — nicht zu kaufen. Ich weiß, daß jede künstlerische Meisterschaft, welchem

Stoff sie sich auch zuwenden mag, eine erlösende Gewalt hat. Doch ich könnte es nicht ertragen, täglich von den Wänden meines Zimmers diesen anklagenden Kinderblick auf mich gerichtet zu sehen und eine so beredte Mahnung an das Elend des Lebens stündlich vor Augen zu haben. Aber eine andre Bitte treibt's mich an Sie zu richten. Sie sind nicht bloß die Malerin dieses Kindes — Sie sind auch seine Fürsprecherin. Das Kind lebt . . . das ist zweifellos. Nur aus der Wirklichkeit können Sie diese rührenden Züge entlehnt haben, und nicht eher wird die Last, die Sie mir mit Ihrem Gemälde aufs Herz gewälzt haben, von mir genommen sein, als bis ich die ausgestreckten Hände des Kindes mit Gaben gefüllt habe. Ich ersuche Sie herzlich, mir den Namen und die Wohnung Ihres Katherl mitzuteilen oder es mir zu gestatten, daß ich in Ihre Hände lege, was für die Aermste der Armen Hilfe und Freude bringen kann. Mit Spannung wartet auf Ihre Antwort

Ihr aufrichtiger Bewunderer.

* * *

Sehr geehrter Herr! Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihr Schreiben, das der Künstlerin eine Freude bereitet, aber die Frau in Verlegenheit gesetzt hat. Wenn die Teilnahme, die Ihnen mein Bild

abgewonnen hat, mir ein Recht giebt, auf Ihre Schonung und Güte zu rechnen, so bitte ich Sie, nach meinem Katherl nicht weiter zu forschen und zu fragen. Nehmen Sie an, daß Sie nur einem Phantasiebild Ihr anteilvolles Interesse gewidmet haben! Und erlassen Sie alle weiteren Fragen Ihrer ehrlich verlegenen

Helga W...

* * *

Nein, verehrte gnädige Frau, so kann ich Sie nicht freigeben! Wer sich mit so großer künstlerischer Meisterschaft an menschliche Herzen wendet, darf sich dann nicht neckend hinter dem Rahmen seines Gemäldes verstecken und die ehrlichste Teilnahme gebieterisch abwinken. Welches Geheimnis steckt hinter Ihrem Katherl, daß meine Fragen Sie in Verlegenheit setzen konnten? Sie sehen in mir den neugierigsten der Menschen, und wenn Sie nicht wollen, daß meine Bewunderung Ihrer Kunst in Schmollen und Mißstimmung umschlägt, so bitte ich Sie um Aufschluß über das, was Sie mir in Ihrem Schreiben so quälerisch verschweigen.

Ihr u. s. w.

* * *

Sehr geehrter Herr! So zwingen Sie mich denn zu einem verschämten Bekenntnis. Und wenn

Sie es gelesen haben, werde ich Ihnen vielleicht eine schöne Täuschung zerstört haben, um die es mir leid thut. Jawohl! Mein Katherl lebt . . ., darin haben Sie sich nicht geirrt! Aber es bedarf keines Mitleids und keiner Hilfe. Denn Katherl ist mein eignes Töchterchen, das im Schoß des Wohlstandes und der Sorglosigkeit aufwächst. Klug und gelehrig, voll begieriger Teilnahme für die Malereien ihrer Mutter, voll kindlichen Eifers, mir zu helfen, hat sie mir zum Modell für das Bild gedient, das Ihnen zu meiner Freude so viel Interesse abgewonnen hat. Die bleichen Wangen, die Sie erschrecken, sind durch das fahle Auerlicht entstanden, das ich durch geeignete blaugraue Schleier noch mehr gedämpft habe. Die Strümpfe und Schuhe habe ich mir von unsrer Milchfrau geborgt. Den bittenden Blick habe ich meinem Katherl mühselig angelehrt, und der Ausdruck der müden Lippen ergab sich von selbst nach den langen Sitzungen. Und das alles habe ich gethan, weil die Armeleutemalerei, die bei Ihnen, wie Ihr Kunstrichter feststellt, aus der Mode gekommen ist, bei uns in Dänemark eben jetzt erst aufzublühen beginnt . . . Ich fürchte, daß ich durch diese ehrlichen Mitteilungen viel in Ihren Augen einbüßen werde. Sie haben mich für eine Künstlerin gehalten, die suchend in die Hütten der Armut wandert, und deren Hand vom Mitleid geführt wird.

Jetzt aber werde ich Ihnen nur als eine Strebende gelten, die einfach Erfolg haben will und deshalb in frauenzimmerlicher Nachgiebigkeit mit dem Strom des Modegeschmacks schwimmt. Vielleicht sind Sie nach einigen Augenblicken des Aergers aber gerecht genug, um mir nicht heftiger zu zürnen als etwa einem Schauspieler, der Sie durch eine packende Maske erschüttert hat, und dem Sie es ja auch nicht übelnehmen, wenn er nach Schluß der Tragödie wieder in all seiner Menschlichkeit aus der Theaterpforte ins Leben wandert. Hat er Sie in die Täuschung der Stunde gezogen, solange er auf der Bühne vor Ihnen stand, so hat er meines Erachtens das gethan, was er sollte, und darüber hinaus hat Niemand einen Anspruch an ihn. Ihre ergebene

Helga W...

* * *

Verehrte gnädige Frau! Sie haben Recht. Die Aufklärungen Ihres Schreibens haben mir eine verärgerte Stimmung zurückgelassen. Ich weiß alles, was Sie mir entgegnen können. Ich weiß, daß die Kunst uns nicht die Wirklichkeit, sondern nur die Möglichkeit schuldig ist — nicht was lebt, sondern nur was leben könnte. Und obwohl ich mich überdies freuen müßte, daß es in der Welt ein armes

Geschöpf weniger giebt, als ich vermutet habe, so komme ich mir doch im ersten Augenblick wie mystifiziert vor. Jedenfalls werde ich nicht zum zweitenmal bei den Komödien der Gestaltungskraft, die man Gemälde nennt, einen vorwitzigen Blick hinter die Coulissen werfen. Es war also nur ein Werk der Kunst, was ich für ein Werk des Lebens gehalten habe ... der verkleidete Reichtum ist es gewesen, der mich wie die lebendigste Not getroffen hat ... und echt war nur das Mitleid, das Sie mir mit der gefälschten Armut erweckt haben ... In der Verwirrung meiner Empfindungen weiß ich in diesem Augenblick nicht, ob ich Ihnen nach Ihrer Enthüllung bitter schmollen oder ob ich Sie nur noch mehr bewundern soll? und wo die Grenze zwischen Inspiration und Verstellungskunst liegt? ... Ich weiß nur das Eine, daß ich Ihr Gemälde nun erst recht nicht kaufe, und daß ich die Gaben, die ich Ihrem armen Katherl zugedacht habe, dem ersten besten Bettlerkind in die Schürze werfe, auf welcher der Schmutz wenigstens authentisch und unverfälscht ist.

Ihr enttäuschter Verehrer.

Ein Salonwörterbuch

Sie bitten mich, werter Herr, um Vorschläge für Ihren belletristischen Verlag und bekennen mir, daß Ihnen besonders eine Art von Boudoirbibliothek vorschwebt — zierliche kleine Elzevierbände, die auch in der niedlichsten Frauenhand Platz haben, und die jede Dame schnell in der Tasche ihres Peignoirs verschwinden lassen kann, wenn ein unwillkommener Beobachter in das Zimmer tritt. Es schweben Ihnen jene Miniaturbändchen vor, die in den Typen und der Ausstattung der Klassikerausgaben des sechzehnten Jahrhunderts wieder hergestellt werden. Denn auf diesem Gebiet beginnt das Aelteste soeben wieder das Neueste zu werden... Nun, vielleicht ziehen Sie Nutzen aus einer kleinen Entdeckung, die ich soeben gemacht habe...

Als ich gestern einen befreundeten Schriftsteller besuchte, der gern zwischen die Zeilen der Zeitgeschichte

seine ironischen Bemerkungen schreibt, hat sich mir auf seinem Arbeitstisch, der sonst ein Bild der üppigsten Unordnung ist, ein seltsamer Anblick dargeboten. Alle die netten Ueberflüssigkeiten, die den Schreibtisch sonst schmückten, waren von meinem Freunde beiseite geschafft worden. Das Bild seiner Frau, die ihm beim Schreiben so neugierig auf das Papier blickt, war verschwunden. Das Tischtelephon hatte er kurz entschlossen auf das Fensterbrett gestellt. Die grünbeschirmte elektrische Doppellampe war auf den kleinen englischen Kacheltisch hinübergewandert, und das halbe Dutzend Aschbecher, das sonst in einer malerischen Gruppe das Tintenfaß umgiebt, war über das ganze Zimmer verteilt. Der Schreibtisch selbst aber war in seiner voller Ausdehnung von großen Aktenbogen bedeckt, die mit den einzelnen Buchstaben des Alphabets bezeichnet waren.

„Ja, was bedeutet denn diese Metamorphose?“ fragte ich ihn verwundert.

„Sehr einfach — ich bin mit einer großen lexikographischen Arbeit beschäftigt.“

„Du . . .?!“

„Ja. Ich schreibe das Wörterbuch einer Sprache, die von Jedem gesprochen und doch nur von den Wenigsten gekannt wird.“

„Und das wäre?“

„Die Salonsprache! . . . Das Deutsch der ele-

ganten Welt — das Vokabularium der guten Gesellschaft . . ."

„Ja, hat denn diese Sprache ihre besonderen philologischen Geheimnisse, die erst in einem Wörterbuch ausgebreitet werden müssen?"

„Und wie! Denn fast jedes Wort bedeutet etwas Andres, als was es ausdrückt. — Und alle diese sprachlichen Konventionsmünzen des Gesellschaftslebens auf ihren wirklichen Münzwert umzurechnen, die blanken Lügen der Höflichkeit ins Gemeinverständliche zu übersetzen, die artigen Euphemismen des Fünfuhrthees und der Hausbälle in ihrer wirklichen Bedeutung bloßzulegen . . ., siehst du, das ist die Aufgabe des Salonwörterbuches, das ich plane. Es muß alle die Beobachtungen wiedergeben, die wir auf unserm versteckten Wachtposten im Rauchzimmer oder in der Palmennische des Ballsaales gesammelt haben, und daraus ergäbe sich vielleicht ein ganz nützlicher Taschendiktionär für den geselligen Verkehr. Ich habe die Arbeit bereits begonnen und habe nichts dagegen, wenn du hier in die ausgestreuten Bogen ein wenig hineingucken willst."

Mit Eifer folgte ich der Einladung und begleitete die Lektüre bald mit einem „Aber", bald mit einem „Oho", und das wird jeder Höfliche mir nachfühlen, wenn ich hier in krausem Durcheinander einige der Definitionen und Uebertragungen mitteile, die im

Salonwörterbuch meines Freundes erſcheinen werden. Zum Exempel:

Aufrichtigkeit: Der Stolz aller Damen, die uns ehrlich und ohne Rückhalt die Fehler — ihrer Freundinnen berichten.

Abendſchönheiten: Frauen, die bei Tage nicht anzuſehen ſind.

Amtsgeheimnis: Das Alter deiner Frau.

Ausgeſchnittenes Kleid: Eine Indiskretion, durch die manchmal leider nichts verraten wird.

Ballſaal: Heiratsmarkt.

Damencafé: Ethiſche Geſellſchaft.

Ehrendame: Aufſichtsrat ... Hat noch nie etwas verhütet.

Eiferſüchtige Männer: Die Plage der jungen Frauen und der Stolz der gereiften.

Falb: Der Genius der Ballgeſpräche, weil er zeitlebens nur vom Wetter geſprochen hat.

Faſching: Die Zeit, in der ſich auch die vernünftigen Leute für Narren ausgeben. Später geben ſich die Narren für vernünftige Leute aus.

Frauenalter: Ein drehbarer Kalender.

Flirt: Ein Vorwort, zu welchem gewöhnlich kein Buch geſchrieben wird.

Fünfuhrthee: Die Welt, in der man ſich langweilt.

Garderobe: Der Ort, an welchem jeder

Gentleman vor dem Eintritt in den Ballsaal seine Galoschen, seinen Pelz und seine Wahrheitsliebe zurückläßt.

Hausfreund: Von dreien der Glücklichste.

Heiratsantrag: Der letzte Wille.

Hors d'Oeuvre: Beim Essen und beim Lieben manchmal das Beste.

Hüftenreißen: Ein Uebel, das bei manchen Frauen mit der Stopfnadel geheilt werden kann.

Komplimente: Leere Schmeichelworte, wenn sie einem Andern gezollt werden; vollwichtige Wahrheiten, wenn sie Dir selbst gelten.

Langeweile: Ein uneingeladener Gast, der in die meisten Gesellschaften ohne Anmeldung eintritt. Man weiß niemals, wer ihn mitgebracht hat.

Liebenswürdigkeit: Eine ewig lächelnde Fee, die jedem ihre gefüllte Bonbonnière anbietet... Vorsicht! Bleizucker!

Mädchenblicke: Chiffrierte Depeschen.

Medisance: Eine Mischung von Bosheit und Güte — man lästert die Abwesenden, um den Anwesenden eine Freude zu machen.

Menü: Das Verzeichnis der Gerichte, die der Gastgeber besonders gern ißt.

Mitgift: Der mildernde Umstand.

Mode: Der Geschmack der Andern.

Musikzimmer: „Da, wo du nicht bist, ist das Glück."

Orden: Es gilt von ihnen, was Lessing von den Freunden gesagt hat: „Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt."

Premièren: Die Winterparaden der guten Gesellschaft. Nach den Aktschlüssen wird bisweilen auch der Dichter hinzugezogen.

Skattisch: Rettungsperron.

Sezession: Ein Wort, dessen Bedeutung Niemand kennt — am wenigsten die Sezessionisten.

Schönheit: Eine hübsche Fassade, die aber nicht immer ein hübsches Interieur verbürgt.

Tafelfreude: Wenn ein Andrer deine Schwiegermutter zu Tisch führt.

Tischgespräche: Werden leider vom Koch nicht mitgeliefert und sind deshalb häufig frugaler als das Essen.

Toast auf die Damen: Zwangsarbeit.

Wohlthätigkeitsbazar: Der Jahrmarkt der Eitelkeit.

Zweckessen: Gläubigerversammlung.

Zweideutigkeiten: Wendungen, die nur eine einzige Deutung zulassen . . .

So — das wären einige Proben aus der lexikographischen Arbeit meines Freundes. Sie werden finden, daß die eine oder die andre seiner Definitionen

einen bitteren Beigeſchmack hat. Aber einige herbe Tropfen wirken wie eine wohlthätige Arznei, wenn man ſich lange genug von der Höflichkeit ihre petits fours und von der Schmeichelei ihr überſüßtes Naſchwerk hat reichen laſſen. Und darum könnte das Salonwörterbuch meines Freundes nicht bloß ein Seitenſtück zu den im vorigen Jahrhundert ſo beliebten Almanachen für die „vornehme Welt“ bilden, ſondern auch ein geſundes Volksheilmittel werden, das uns vor geſellſchaftlichen Magenkatarrhen behütet.

Schauspieler und Autor

Ich begreife wahrhaftig nicht, lieber Freund, daß Sie sich über so etwas noch ärgern können! Und beinahe möchte ich Sie um die naive Frische der Empfindlichkeit beneiden, die Ihnen nach zwanzig erfolgreichen Bühnenstücken, mit welchen Sie sich alle deutschen Theater erobert haben, noch immer einen so jugendlichen Zorn aufflammen läßt, wenn Sie von irgend einem liebenswürdigen Kritiker auf dem Druckpapier ausgepfiffen werden. Allerdings sind Sie nicht der Einzige, der sich noch nicht bis zu einer gesunden Gleichgültigkeit gegen das gedruckte Wort durchgerungen hat. Und zu Ihrer Beruhigung will ich Ihnen ein Gespräch erzählen, das ich mit einem unsrer ernsthaftesten dramatischen Kollegen neulich über die nämlichen Beobachtungen gemacht habe, die Ihr beneidenswert warmes Blut wieder einmal in Wallung bringen . . .

Ich ſprach geſtern einen befreundeten Schauſpieldichter und fand ihn ziemlich kopfhängeriſch und verdroſſen an ſeinem Schreibtiſch ſitzen. Vor ihm lag ein Häuflein von Zeitungsausſchnitten, neben ihm lag eine ausgegangene Zigarre, und über ihm lag eine ſichtliche Mißſtimmung. Der urſächliche Zuſammenhang war unverkennbar.

„Alſo Sie haben wieder einmal Kritiken geleſen?“ ſagte ich.

„Ja ... über die auswärtigen Aufführungen meines neuen Schauſpiels.“

„Daß Sie ſich das nicht abgewöhnen können!“

„Mein Gott ... ich bin Abonnent eines jener menſchenfreundlichen Inſtitute, die für ihre Klienten jeden Zeitungsausſchnitt ſammeln, der ihnen unangenehm ſein kann ... So komme ich denn in den Beſitz aller kritiſchen Weisheit, die ich durch die Aufführungen meiner Novitäten hervorlocke. Und ſagen Sie, was Sie wollen — ab und zu kann man auch aus einer Kritik etwas lernen.“

„Was haben Sie denn diesmal gelernt?“

„Eine ſehr überraſchende Thatſache. Ich bin geradezu erſtaunt darüber, wie viele ausgezeichnete Schauſpieler es in dieſer Saiſon an allen beſtehenden Bühnen giebt.“

„Aber Sie ſcherzen! Ich höre ja doch von unſern Bühnenleitern, die Deutſchland nach ſchau-

ſpieleriſchen Entdeckungen durchqueren, wie ergebnislos ihre Bemühungen ſind. Alle Welt klagt darüber, daß es keinen künſtleriſchen Nachwuchs giebt. Große Gagen bleiben herrenlos, weil einzelne Fächer ausgeſtorben ſind. Selbſt erſte Bühnen leiden unter dieſem ſchauſpieleriſchen Notſtand. Und da behaupten Sie —?"

„Ja, die Herren, die keine Talente finden können, ſollen nur einmal die Kritiken über mein neues Stück leſen, und ſie werden ſich wundern, welche Fülle von Schauſpielkunſt über ganz Deutſchland jetzt ausgeſchüttet iſt! . . . Das Stück hat bisher an jeder Bühne ſeinen ſchönen Erfolg gehabt. Es hat das Publikum erheitert und ergriffen. Durch Ernſt und Scherz ſind die Zuſchauer mitgegangen. Aber glauben Sie, daß ich auch nur das geringſte Verdienſt daran habe? O nein! Es lag überall nur an der ausgezeichneten Darſtellung, die ich gefunden habe. Und das nicht bloß in großen Städten — nein, auch in den kleinſten Marktflecken, wo nur irgend ein wandernder Theſpiskarren vorübergehend Station macht. Von München bis Oranienburg, vom Main bis zur Nuthe, von Memel bis Kottbus, in Städten über hunderttauſend und unter zehntauſend Einwohnern — immer der gleiche Bericht, daß lediglich der vortrefflichen Darſtellung der gute Ausgang des Abends zuzuſchreiben war . . ."

„Also blüht wirklich immer noch diese Phrase, die nur der schriftstellerische Zunftneid erfunden hat?“

„Aber ich bitte Sie! Da lese ich in einem Frankfurter Blatt: ‚Auf den starken Erfolg des Abends braucht der Verfasser nicht stolz zu sein, denn er galt ausschließlich den Darstellern, die ihre Rollen nicht gespielt, nein erst geschaffen haben . . .‘ In einem Leipziger Blatte: ‚Man kann sich allerdings bei der Novität unterhalten, jedoch ist der Verfasser daran vollkommen unschuldig; die Darstellung ist es, die den Erfolg hat . . .‘ In einem Neuruppiner Blatt: ‚Wenn das Stück trotzdem gefallen hat, so ist es einzig und allein das Verdienst unsers ausgezeichneten Neuruppiner Schauspielensembles . . .‘ Und so im Chorus weiter, in den winzigsten, wie in den größten Blättern. Ich habe überall den schönsten Erfolg, aber ich kann gar nichts dafür! Und es ist eine wahre Demütigung, wenn trotzdem vierteljährlich die Tantièmen immer an mich geschickt werden, der nur die unbedeutende Arbeit gehabt hat, das Stück zu schreiben, während sie doch dem Schauspieler gebühren, der meine Worte auswendig gelernt hat.“

„Aber, lieber Freund —“

„Ich weiß, ich weiß!“ erwiderte der erregte Autor, ohne mich ausreden zu lassen. „Sie wollen mir den wohlfeilen Einwand machen, daß auch der ver-

dienstvollste Schauspieler nur wiedergeben kann, was er vom Autor empfangen hat, und daß es eigentlich nur noch den naivsten Theaterbesuchern widerfährt, den Darsteller mit seiner Rolle zu verwechseln. Aber was wollen Sie? Unsre Backfische werden sich niemals in Shakespeare verlieben, der den Romeo gedichtet hat, sondern in den jugendlichen Liebhaber, der ihn spricht, und die Kritiker, die auf der gleichen Stufe der Erkenntnis stehen, schütten alles Lob auf den Darsteller aus, der im Mittelpunkt wirksamer Scenen steht, aber sie entziehen es dem Schriftsteller, der diese Scenen erfunden hat. Der Autor ist abwesend, und der Schauspieler ist da — und der Anwesende hat immer Recht. So muß sich der deutsche Bühnendichter, wenn er die Kritiken der Provinzblätter liest, wie der Parasit einer fremden Kraft erscheinen. Sie denken, ich habe den Erfolg gemacht? Aber nein doch! Der Liebling von Elsterwerda hat ihn gemacht. Und wenn Sie mir noch so viele Aufführungen meiner Stücke aus dem Bühnenspielplan nachweisen können, Sie irren sich trotzdem! Ich bin kein erfolgreicher Autor — ich bin nur ein erfolgreich *dargestellter* Autor! Und ich verdanke alles, was ich bin, nur der glücklichen Fügung, daß ich zufällig ein Zeitgenosse von so zahllosen schauspielerischen Größen bin!"

Ich machte wieder eine Bewegung des Wider-

ſpruchs, aber mein Freund ließ mich immer noch nicht zu Worte kommen:

„Es iſt ja richtig, was Sie einwenden wollen. Sie haben die Abſicht, mich zu fragen, warum denn die nämlichen ſchauſpieleriſchen Größen nicht auch in den andern Stücken die gleichen Erfolge gewinnen? Und ob nicht deshalb die Mutmaßung nahe liegen könnte, daß das Werk, in welchem ſie auftreten, wenigſtens zu einem beſcheidenen Bruchteile für die Wirkung des Abends entſcheidend geworden iſt? Das mögen Sie die Herren in der Provinz fragen, die uns ihre kritiſche Weisheit kredenzen. Ich bleibe bei meiner Ausſage!“

Nun kam ich endlich zu Wort.

„Wiſſen Sie,“ begann ich, „wofür ich die Redensart von dem Erfolge, an welchem der Autor keinen Anteil hat, immer gehalten habe? Es iſt der Gemeinplatz der Scheelſüchtigen, die ſich gegen jedes fremde Verdienſt mit irgend einer wohlfeilen Ausrede wehren. Sie richten an jede gut gewachſene Frau die Frage, wo ſie ihre Mieder bezieht. Und ſie meſſen den Autor an ſeinen Darſtellern ... Thatſächlich hat jeder Schauſpieler die Gewalt, einen Erfolg zu verderben; mancher beſitzt die Kunſt, einen Erfolg zu ſteigern; aber keiner hat die Macht, einer Erfolg zu ſchaffen. Denn das Beſte, was der Künſtler zu leiſten vermag, iſt die

treue Veranſchaulichung der ſchriftſtelleriſchen Intentionen, die ihm mit dem Text des Stückes anvertraut werden. Die Worte, die er zu ſprechen hat, die Situationen, die er durchlebt, die Handlungen, die er vollzieht — ſie ſind ihm von dem Verfaſſer des Stückes überliefert worden. Und wenn er liebenswürdig oder abſtoßend, erheiternd oder langweilig, gewinnend oder unausſtehlich erſcheint, der Verfaſſer hat die Wirkung vorbereitet und gewollt. Aber hat denn nicht ſchon Leſſing es als die ſchwierigſte Aufgabe und die größte Feinheit des dramatiſchen Richters bezeichnet, in jedem Falle des Vergnügens oder des Mißvergnügens zwiſchen dem Autor und dem Darſteller zu unterſcheiden? ‚Den Einen um etwas tadeln, was der Andre verſehen hat, heißt Beide verderben,‘ ſagt Leſſing — und ich füge hinzu: Den Einen um etwas loben, was der Andre geſchaffen hat, heißt ebenfalls, ungerecht gegen Beide ſein.“

„Und woher kommt es bei dieſen Selbſtverſtändlichkeiten, daß gleichwohl der Schauſpieler ſo verzärtelt und der Schriftſteller ſo verkleinert wird?“

„Aber das hat einen höchſt einfachen Grund, mein Lieber! Die Kritiken werden eben nicht von den Kollegen der Schauſpieler, ſondern von den Kollegen der Schriftſteller geſchrieben ... An dem Tage, wo die Theaterberichte von Bühnenmitgliedern verfaßt

werden, wird für immer die Wendung verſtummen, daß der Erfolg nur der Darſtellung galt ... Bis dahin, lieber Freund, mögen Sie ſich redlich an Ihren ſchönen Erfolgen freuen! Sie dürfen ſich auch ohne Gewiſſensbiſſe die vierteljährlichen Abrechnungen gefallen laſſen, ſelbſt wenn ſie noch ſo hoch ſind! Und wenn Ihnen jemand einen Vorwurf daraus macht, ſo folgen Sie dem Beiſpiel von Guſtav Kadelburg, der jüngſt in ein Autographenalbum einſchrieb: ‚Man wirft mir ſo oft meine Tantièmen vor, aber es giebt keinen Vorwurf, den ich ruhiger — einſtecke.‘“

„Und eins verſpreche ich Ihnen noch. Dem Zeitungsbureau, das mir dieſe kritiſchen Giftpillen ſammelt, kündige ich das Abonnement, und wer mir noch in Zukunft einen Journalausſchnitt in die Wohnung ſendet, den verklage ich wegen Hausfriedensbruch. Guten Morgen!“

„Guten Morgen, lieber Freund, — und auf Wiederſehen!“

Klubweisheit

Sie sind aber wirklich neugierig, lieber Freund! Da verlangen Sie von mir, daß ich Sie gelegentlich in das Klubzimmer mitnehme, wo die großen Kartenschlachten geliefert werden, von denen Sie so viele übertreibende Märchen gehört haben ... Ja, bester Freund, das geht nicht. Die Statuten der Gesellschaft verbieten es, daß Gäste in diese intimen Räume eingeführt werden. Aber wenn Sie vielleicht mit dem Lesezimmer des Klubs fürlieb nehmen wollen? ... Bitte, lachen Sie nicht! Der Klub hat wirklich ein Lesezimmer. Allerdings nur, um das Decorum zu wahren. Man kann nicht eine ganze langgestreckte Etage ausschließlich mit grünbespannten Tischen möblieren. Selbstverständlich ist das Lesezimmer trotz seiner so angenehm verschleierten elektrischen Ampeln, seiner vornehmen Mahagonitäfelung und seiner behaglichen englischen Lehnsessel der einsamste Raum im

ganzen Klub. Ab und zu tritt geräuſchlos ein Diener ein, um zur Entſcheidung einer Streitfrage den Rennkalender oder die Rang- und Quartierliſte zu holen. Aber die neuen Broſchüren und Monatsſchriften, die auf dem großen Mitteltiſch ſauber übereinander geſchichtet liegen, ſind von jungfräulicher Unberührtheit. Die Herren kommen ja nicht des Leſens halber in den Klub. Sie ſammeln ſich um den hoffnungsgrünen Tiſch, weil ſie ihre Wetten mit dem Zufall machen wollen ... ſo nennt ja wohl Lord Byron mit einem gefälligen Euphemismus das Glücksſpiel ... und nur ein einziger treuer Gaſt iſt im Leſezimmer geblieben. Nach dem Diner rückt er ſich regelmäßig den bequemſten Armſeſſel an den Kamin, ſtreckt die langen Beine weit von ſich — und während an ſeinen Lippen eine jener märchenhaft großen Zigarren pendelt, ohne die man ſich den Baron Lotze gar nicht denken kann, gefällt er ſich in einem läſſigen Verdauungsgeplauder, das ſich bisweilen zu einem Privatiſſimum in der Lebensweisheit erweitert. Ich habe es mir längſt vorgenommen, einige von den Worten aufzuzeichnen, die dem ſchalkhaften Herrn mit dem unbeſtimmbaren Alter von den Lippen fallen. Und wenn Sie nichts Beſſeres zu thun haben, dann lade ich Sie ein, vor dem Kamin des Leſezimmers neben mir Platz zu nehmen und den Bemerkungen zuzuhören, die unſer Freund, ohne die Zigarre aus

dem Munde zu nehmen, ſo gelegentlich zwiſchen den Zähnen hervorbrummt.

* * *

„Ja . . . Ja!“ begann er eines Abends. „Habe die Jahre über hier Viele kommen und gehen, verſchwinden und wiederkommen ſehen . . . und ſoll ich Ihnen ſagen, warum ich ſelbſt mich ſchon längſt vom Jeu zurückgezogen habe? Weil ich ſchließlich doch bemerken mußte, daß der Spieltiſch das unverträglichſte von allen Möbeln iſt. Er ſchlägt alle andern Möbel kurz und klein — den Schreibtiſch, den Bücherſchrank, den Flügel, ja ſogar das eheliche Bett . . . Das Ende vom Liede? Das Jeu iſt nur ein Zeitvertreib für Millionäre und ſolche, die es nicht mehr bleiben wollen . . .“

* * *

„Schulden? . . . Hm . . . Ja . . . Fatale Sache. Aber glücklicherweiſe giebt es drei Mittel, um ſie loszuwerden. Sie können abgezahlt, ſie können abgeſpielt, und in beſonders glücklichen Fällen können ſie auch abgeheiratet werden!“ . . .

* * *

„Aber lächerlich! Warum ſoll denn ſo ein junger Dachs wie Baron Willfried nicht ſeine Tollheiten

machen? . . .? Was würden Sie von einer Frau sagen, die von ihren Hüten die Straußfedern abschneidet, um sich ein Ruhekissen damit zu stopfen? Nicht viel klüger handeln die Leute, die ihrer Jugend jede Freude nehmen, um im Alter ein gutes Gewissen zu haben."

* * *

„Kalifornien? Unsinn . . . Klondyke? Lächerlich . . . Ueberhaupt Amerika! . . . Der letzte Aberglaube der Verkrachten! . . . Wenn man in dem Lande ohne Geld leben könnte, so würden ja doch die vielen Kassierer, die hinübergehen, nicht die Vorsicht gebrauchen, immer die Kasse mitzunehmen."

* * *

„Was sagen Sie? Sie beneiden den jungen Doktor um seine schöne Geliebte? . . . Ruhig abwarten, lieber Freund, abwarten! Mit einer Geliebten ist es wie mit einer Villa. Und wenn sie noch so gut gebaut ist — die Villa und die Geliebte — nach einiger Zeit wechselt jede ihren Besitzer."

* * *

„Jawohl', habe heute im Trauerhause pflichtschuldig vorgesprochen und mich in die Liste eingezeichnet . . . Uebrigens eine sehr zweckmäßige Ein-

richtung, dieſe Kondolenzliſten, die im Hauſe eines vornehmen Toten ausliegen. Sie bilden wenigſtens ein vollſtändiges Verzeichnis aller Leute, die ſich bei Lebzeiten nie um ihn bekümmert haben.“

* * *

„Haben vollſtändig Recht! Bin ein hartgeſottener Egoiſt, der immer zuerſt an ſich denkt! Aber wiſſen Sie warum? Weil ich bemerkt habe, daß die Andern immer zuletzt an mich denken.“

* * *

„Schmeichler? ... Hm ... Noch gar nicht die ſchlechteſte Klaſſe ... Glauben Sie mir, Sie können mit ebenſo großem Nutzen auf die Schmeichler wie auf die Tadler hören — denn Beide nennen Ihnen die Vorzüge, die Ihnen fehlen.“

* * *

„Iſt ja rieſig koſtbar — die Tabatière, die Sie da haben. Aber ein Geſchenk, ſagen Sie? ... Lieber Freund, laſſen Sie ſich mit ſo etwas nicht ein! Was man in der Geſellſchaft Geſchenke nennt, das ſind immer nur Vorſchüſſe. Und nichts kommt uns ſo teuer zu ſtehen wie das, wofür wir nichts zahlen.“

* * *

„Grobheiten? O ja! Muß man bei sich führen wie kleine Münze. Aber leider helfen sie nicht immer: Es giebt zu viele Leute, die sie nicht übelnehmen! Und selbst wenn Sie sich im äußersten Notfall zu einer Ohrfeige gezwungen sehen, geben Sie sie niemals, ohne sich eine Quittung auszubitten! Ich habe es schon zu oft erlebt, daß der richtige Empfang später bestritten wurde."

* * *

„Ob ich an das berühmte Gesetz von der Duplicität der Ereignisse glaube? . . . Aber unbedingt! Besonders zeigt es sich darin, daß wir jede Dummheit mindestens zweimal machen."

* * *

„Zwischen Ja und Nein läuft ein platter Weg, der gewöhnlich die goldene Mittelstraße genannt wird . . . Glauben Sie mir: Es ist nur die Lieblingspromenade der Mutlosen und Halben."

* * *

„Festreden? . . . Toaste? . . . Er lebe hoch! . . . Das ist das beliebteste Stichwort für die gesellschaftliche Heuchelei. Auf wie manchen habe ich bei Festtafeln ein Glas leeren müssen, auf den ich lieber etwas ganz Andres geleert hätte!"

* * *

„Sie verlangen aber auch zu viel von der hübschen Baronin! Es wäre unbescheiden, von einem Ausstattungsstück auch noch einen Sinn und von einer schönen Frau auch noch Geist zu erwarten.“

* * *

„Dafür gäbe ich eine Million! Das ist eine Redensart, die man noch niemals aus dem Munde eines Millionärs gehört hat.“

* * *

„Heute das siebzigste Geburtstagsfest des Grafen Bredow — wunderbar hübsch gewesen, viele herzliche Worte gehört. Aber den Nagel auf den Kopf hat doch der junge Baron Vinck getroffen, als er auf der Treppe zu mir sagte: ‚Es kann wirklich nichts Schöneres geben, als wenn man so in voller Jugendfrische und Rüstigkeit den siebzigsten Geburtstag — eines Andern feiert.‘“

* * *

„Zwei Dinge entstellen selbst die schönste Frau — falsch zu schreiben und richtig zu rechnen.“

* * *

„‚Glauben Sie mir,‘ gestand mir einst eine leichtsinnige Dame, ‚es ist so unbequem, einen Mann

zu betrügen, daß es beinahe noch leichter iſt, ihm treu zu ſein.‘“

* * *

„Gewiß haben ſie alle viel gelernt ... unſre höheren Töchter. Sie wiſſen ſich zu bewegen und plaudern über Gott und die Welt ſo geſcheit, wie die Privatdozenten. Aber hilft alles nichts, — mir hat die Penſionatserziehung immer einen Beigeſchmack, wie die Hotelküche. Sie kann uns die geſunde pädagogiſche Hausmannskoſt nicht erſetzen.“

* * *

„Beneiden Sie nicht, lieber Freund, die Mächtigen! Und glauben Sie einem, der es oft geſehen hat. Wer Keinem zu gehorchen hat, iſt noch nicht frei; er muß auch Keinem zu befehlen haben.“

* * *

„Die zu nichts fähig ſind, ziehe ich noch immer jenen vor, die zu allem fähig ſind.“

* * *

„Die Wahrheit hat nur eine einzige gefährliche Feindin, und das iſt die Liebenswürdigkeit.“

* * *

„Ist das nicht eine besondere Gemeinheit des Schicksals? Sobald man endlich die Mittel erworben hat, um Champagner und Trüffeln zahlen zu können, findet sich regelmäßig ein Arzt, der sie Einem verbietet!“

* * *

„Sie haben ganz recht, lieber Freund! Ist wirklich empörend, daß die jungen Verführer zuerst immer die Frauen ihrer Freunde bestürmen. Aber wir müssen ihnen einen mildernden Umstand zubilligen — mit den Frauen ihrer Feinde haben sie zu selten Gelegenheit, zusammenzukommen.“

* * *

„Echte Großstadtmanieren? . . . Ach nein, davon sind wir in Deutschland noch weit entfernt. Und was wir Großstädte nennen, das sind eigentlich nur Orte, in welchen eine größere Zahl von Kleinstädtern wohnt als in den andern.“

* * *

„Ob ich das große Bankett mitmachen werde? Aber ich denke nicht daran! . . . Ueberhaupt diese Engroskrippen! Ich finde es sehr bezeichnend, daß bei diesen großen Diners die Tafel immer in Hufeisenform gedeckt wird, denn es ist wirklich eine Pferdearbeit, das auszuhalten.“

* * *

„Wissen Sie, was mir im ‚Faust‘ am besten gefällt? Wenn Mephisto von Faust verlangt, daß er dreimal ‚herein‘ sagt ... Sie werden das erst zu schätzen wissen, wenn Sie die gesellschaftlichen Kletten kennen lernen, die von uns im Gegenteil verlangen, daß wir dreimal ‚hinaus‘ sagen ... Böse Klasse!“

* * *

„Da rufen uns immer die weisen Herren zu: ‚Lerne dich selbst kennen!‘ ... Ist ja sehr schön, aber bei den Meisten ist die Bekanntschaft eben zu wenig lohnend.“

* * *

„Weiber? Ach nein! ... Das Kapitel wollen wir doch lieber nicht anschneiden ... Glauben Sie mir: getäuscht werden wir von den jungen wie von den alten. Die einen wissen nicht, was sie sagen, und die andern sagen nicht, was sie wissen ... Wo lebt der Weise, der sie ergründen könnte? ...“

* * *

Der Baron Lotze versank regelmäßig, wenn wir auf dieses Thema zu sprechen kamen, in ein melancholisches Stillschweigen, und seine Kamingespräche hatten dann immer ein Ende erreicht. Aber Ihnen,

lieber Freund, habe ich hier eine kleine Ausleſe der Bemerkungen mitgeteilt, die ich aus dem Munde des alten Herrn ab und zu mit nach Hauſe genommen habe ... Unter uns geſagt, es war manchmal das Einzige, was ich aus dem Klub mit nach Hauſe nehmen konnte ...

Lebensläufe

Herr Redakteur! Ich muß Sie auch diesmal wieder einer Unterlassungssünde zeihen, der Sie sich in Ihrer ersten Januarnummer schuldig gemacht haben . . .

Wenn das Jahr zu Rüste geht, so pflegen die Zeitungen immer die Liste der berühmten Toten zu bringen und ihnen noch rasch vor Jahresschluß einige Zeilen Druckerschwärze nachzuweinen. Von den Unberühmten, die von uns gegangen sind, wird nicht gesprochen. Keine Tafel kündet ihr Gedächtnis. Kein Nekrolog erzählt uns ihre Lebensgeschichte. Und doch sind Gestalten unter ihnen, die eine typische Bedeutung haben, und die es wohl verdienten, daß ihnen eine kurze Gedächtnisrede gegönnt wird. Ich versuche es, diese Lücke auszufüllen, und erzähle in gedrängter Kürze den Lebenslauf einiger Zeitgenossen, die wir alle mit Betrübnis aus dieser besten aller Welten haben scheiden sehen.

* * *

Der Baron Hans v. Tausendmark, der vor einigen Wochen von uns gegangen ist, gehörte einem jener menschenfreundlichen Klubs an, die durch die Harmlosigkeit ihrer Bestrebungen so viel Aufsehen erregt haben. Der junge Edelmann war eine echte Treibhauspflanze unsers Highlife. Schon in seiner frühesten Jugend hatte er zu keinerlei Erwartungen berechtigt. Sein späteres Leben entsprach diesen Erwartungen voll und ganz. Von der bescheidenen Ueberzeugung erfüllt, daß er keine Arbeit besser ausführen könnte, als es von so vielen berufenen Kräften geschieht, hat er auf diesem Gebiet selbstlos von jedem Wettbewerb Abstand genommen und seine vierundzwanzig täglichen Mußestunden am Kartentisch verbracht. In Monte Carlo bot er uns in jedem Frühjahr ein wahrhaft idyllisches Bild, denn dort sah man ihn den ganzen Tag mit der Harke in der Hand, wie er sich an den grünen Feldern erfreute. Als ihn später die betrübende Neugier der Staatsanwaltschaft mit seinen Freunden vor die Richter brachte, durfte er mit Recht von sich behaupten, daß die Anklagebank in seinem ganzen Leben die einzige Bank war, die er mit seinen Mitspielern geteilt hat. Das neue Jahrhundert wollte er nicht mehr erleben, weil es eine Doppelzero im Wappen führt, und so hat denn das Schicksal seinem kurzen, aber unrühmlichen Leben ein frühes Ziel

geſetzt. Sein Tod hat eine fühlbare Lücke in der Kaſſe aller ſeiner Freunde zurückgelaſſen.

* * *

Mit dem Herausgeber der „Deutſch-öſterreichiſchen Finanzrevue“ Moritz Nimm iſt einer unſrer reichſten Börſenjournaliſten von uns geſchieden. Die Natur hatte ihm eine der ſchätzenswerteſten Eigenſchaften mitgegeben — eine unbegrenzte Empfänglichkeit. So hat er denn ſtets bereitwillig ſeine Brieftaſche jedem zur Verfügung geſtellt, wenn er erwarten konnte, daß ihm einige Wertpapiere hineingeſteckt wurden; und wenn die vertrauensvollen Leſer ſeiner Montagsberichte ſein Urteil für bare Münze nahmen, ſo konnten ſie überzeugt ſein, daß es auch thatſächlich dafür gegeben wurde. Trotzdem war er ſtets in ſeinen Prognoſen über neue Aktien ſehr zurückhaltend, denn er ſchrieb niemals „Wir behaupten“, ſondern immer nur „Wir nehmen an ...“ Sein Bureau war in ſeiner regelmäßigen täglichen Beſtechſtunde der Sammelplatz aller unſrer Finanzgrößen, denen er dann ſpäter in ſeiner Wochenſchrift mit der ſtrengſten Unparteilichkeit ihre Meinung ſagte. So kam er zu einem ſtattlichen Vermögen und hohen Ehrenſtellungen und hat ſchließlich bei ſeinem glänzend verlaufenen Begräbnis gefunden, was ihm bei ſeinem

Erdenwallen immer das Wichtigste gewesen ist, — eine große Beteiligung.

* * *

In Jonathan Smart haben wir einen jener amerikanischen Millionäre verloren, die den erhebenden Beweis liefern, wie weit man es in diesem Leben bringen kann, wenn man ohne sittliche Ueberfracht auf die Welt gekommen ist. Schon als junger Mann hat dieser geniale Finanzkünstler die Aufmerksamkeit seiner Chefs durch einige kleine, aber talentvolle Defraudationen erregt. Infolgedessen wurden ihm bald größere Aufgaben anvertraut, die er zur Zufriedenheit seiner Mandanten ausführte, bis er endlich einen Beutezug auf eigne Rechnung unternahm und ein riesiges Kohlenbergwerk ohne Kohlen, das er im westlichsten Westen entdeckt hatte, in eine Aktiengesellschaft verwandelte. Trotz der großen Reichtümer, die er von nun an unablässig sammeln konnte, hat er gleichwohl die Hände niemals in den Schoß gelegt, sondern sie immer in den Taschen der andern gehabt. Auch hat er sich seiner kleinen Anfänge nicht geschämt, sondern häufig mit Stolz von sich gesagt, daß er als ein echter Selfmadegauner von der Pike herauf gestohlen hat. Uebrigens waren selbst seine besten Freunde darüber einig, daß er in einer minder aufgeklärten Zeit am

Galgen geendet hätte. Aber Miſter Smart lebte glücklicherweiſe in einem Geſellſchaftskreiſe, der den Grad ſeiner Achtung nicht nach der Frage bemißt, wieviel jemand geſtohlen hat, ſondern nach der Frage, wieviel er von dem Geſtohlenen behalten hat. Und ſo kam es denn, daß Miſter Smart nicht an den Galgen geknüpft, ſondern nur unter Bewilligung von mildernden Umſtänden zum Ehrenbürger ſeiner Vaterſtadt ernannt wurde. Als ihm Tauſende bei ſeinem Tode die letzte Ehre erwieſen, da war es gleichzeitig auch die erſte, die ihm allgemein gegönnt worden iſt.

* * *

Mit Fräulein Friederike Säuerling iſt eines der ſpäteſten Mädchen des neunzehnten Jahrhunderts von uns geſchieden. Als ſie vor grauen Jahren das Licht der Welt erblickte, haben die Grazien jeden Reiz, mit welchem ein Frauenleib geſchmückt werden kann, mit verſchwenderiſcher Hand auf — eine andre ausgegoſſen. So blieb ſie durch ihr unholdes Aeußere gegen jede Anfechtung der Männer geſchützt wie durch ein Stachelgitter und konnte zu ihrem großen Schmerze niemals einen Bewerber auffordern, mit ihrer Mutter zu ſprechen. Als ſie endlich immer neunundzwanzigjähriger wurde, verlor ſie die Hoffnung, auf legitimem Wege einen Mann unglücklich

zu machen, und beschloß nunmehr, sich endgültig der Tugend in die Arme zu werfen, da sich keine andern Arme ihr entgegenstrecken wollten. Sie gründete jetzt den Tugendbund „Zur saueren Traube", der in Deutschland viel mehr Mitglieder zählt, als man glaubt, und sich durch seine moralische Unerbittlichkeit auszeichnet. Wo es galt, einer Gesunkenen die rettende Hand zu verweigern oder auf ein sündiges Menschenkind den ersten Stein zu werfen, ist dieser Verein der unbarmherzigen Schwestern immer vorausgegangen, und Fräulein Säuerling war die Seele des Bundes . . . Erst der Tod hat sie ihrem menschenfeindlichen Wirken entrissen, und niemand, der sie von Angesicht zu Angesicht gekannt hat, wird sich darüber wundern, daß sie auch auf ihrem letzten Ruhelager allein schläft.

* * *

Die moderne Lyrik erlitt einen empfindlichen Verlust durch den Heimgang von Walter Novus, der zwar zu unsern jugendlichsten Poeten zählt, aber bereits von vollendeter Unverständlichkeit war. Als die Gruppe um Stephan George ihre Gedichte ohne Komma veröffentlichte, hat Walter Novus mit Begeisterung sich dieser Neuerung angeschlossen und hoffte es durch diese feine Kriegslist zu erreichen, daß die Dunkelheit seiner Verse nur dem Mangel an Inter-

punktion, aber nicht ihrem Inhalt zugeschrieben wurde. Die meisten seiner Klangphantasien hat er mit der geheimen Erwartung veröffentlicht, daß er vielleicht eines Tages von seinen Kritikern erfahren würde, was er damit gemeint hat. Leider hat er nur zwei Bände der Oeffentlichkeit übergeben, die den Titel führen: „Jenseits von Sinn und Unsinn" „Lieder in Lila". Aber wer diese zwei Bände gelesen hat, wird es begreifen, daß wir diesen der Litteratur leider zu spät entrissenen Dichter in unser Pantheon einreihen mußten.

* * *

Mit Michel Spießer ist der Typus eines jener Biedermänner von uns geschieden, die in unsrer bürgerlichen Gesellschaft so zahlreich und herrlich gedeihen. Es war einer jener deutschen Männer, die hinter einer wenig erfreulichen Schale einen noch weniger erfreulichen Kern verbergen. Seine Sprechstunden waren im Adreßkalender angegeben; eine Denkstunde hat er nicht besessen. Waschen und denken ließ er vielmehr immer außer dem Hause — aber was ihm vielleicht an Urteil gefehlt hat, das hat er überreichlich durch Grobheit ersetzt, und unentwegt ist er zu jeder Zeit für die Ueberzeugungen eingetreten, auf die er sich bei seinem Zeitungsspediteur vierteljährlich abonniert hatte. In der Ent-

wicklung seiner politischen Anschauungen hielt er stets gleichen Schritt mit den Veröffentlichungen des „Deutschen Reichsanzeigers“ und ist mutig für alle Neuerungen eingetreten, die durch polizeiliche Bekanntmachungen empfohlen wurden. Für patriotische Zwecke war ihm kein Opfer zu groß, das von seinen Mitbürgern gebracht wurde, und ohne Zweifel wäre er noch in manches städtische Ehrenamt eingerückt, wenn nicht der Tod dazwischen getreten wäre. Aber obwohl er gestorben ist, lebt er auch heute noch und wird noch manches Jahrzehnt in unsrer Mitte weilen!

Aus Agnes Sormas Wanderbuch

Cannsee, vor der Abreise. So soll's denn wirklich fortgehen! Nicht für eine kurze Gastspielreise wie sonst, sondern zu einer weiten Rundfahrt durch ganz Europa. Und nicht mit einem kleinen Handkoffer voll guter Rollen, sondern mit einer großen Schauspielgesellschaft, die ich von Stadt zu Stadt zu führen und — was vielleicht noch verdrießlicher werden kann — auch zu bezahlen habe ... Es hat nicht an verständigen Freunden gefehlt, die mir ihre Warnungen immer aufs neue ins Ohr geflüstert haben. Jetzt, in der Entscheidungsstunde, höre ich alles wieder ganz deutlich: „Wozu eigentlich? ... Unsre ersten Dichter reichen dir ihre Stücke ein. Unsre ersten Bühnen werben um deine Kunst. Du hast es so gut im deutschen Vaterhaus. Warum erst bittend und kämpfend über fremde Schwellen gehen? ..." Aber mein Impresario, der listige

Herr Schürmann, behauptet nun einmal, ich müsse international werden. Die deutschen Lorbeeren allein thäten's nicht auf die Dauer. Und Schürmann ist ein so welterfahrener Herr ... Also fort ... fort ...!

* * *

Auf dem Zentralbahnhof. Das fängt ja gut an! Von Berlin bis Rotterdam für mich und meine Gesellschaft 800 Mark Ueberfracht, 77 Kolli Gepäck, 30 Mark Trinkgeld für die Gepäckträger ... Aber was hilft's, wenn man international werden will!

* * *

Unterwegs. Meine Hauptsorge ist das Versprechen, das ich in einer unbesonnenen Stunde gegeben habe, auch den „Faust" unterwegs zur Darstellung zu bringen. Wie werde ich nur den scenischen Apparat bewältigen und diese Unzahl von Verwandlungen? „Auerbachs Keller", den „Spaziergang", „die Hexenküche" ...? Ja, wie soll man denn das bei einem wandernden Unternehmen nur möglich machen? Ich finde es sehr unrecht von Goethe, daß er nicht neben dem großen Faust, der für ständige Bühnen bestimmt ist, einen handlichen Reisefaust hergestellt hat, der in jedem Damennecessaire Platz hat.

* * *

Rotterdam. Gottlob, ein großer und voller Erfolg! Der Anfang konnte gar nicht glänzender sein. Die Mynheers waren außer sich vor Entzücken, und ich bin zu bescheiden, um ihnen zu widersprechen. „Ob wir in jeder Stadt den gleichen Erfolg haben werden?“ fragte ich Herrn Schürmann, und er erwiderte: „Auf alle Fälle werden wir aus jeder Stadt den gleichen Erfolg — telegraphieren.“

* * *

Groningen. Das Faust-Problem habe ich nun einigermaßen gelöst. Ich werde die Spaziergangscene und die Hexenküche einfach fortlassen. Hoffentlich erfährt es niemand in Berlin. Man würde sonst vielleicht sagen, daß ich statt des „Urfaust“ einen „Unfaust“ spiele. Die Leute sind ja so boshaft in Berlin! Aber im Ausland wird man es mir trotzdem hoffentlich glauben, daß es der Hauptzweck meiner Wanderung ist, dramatische Meisterwerke voll zur Geltung zu bringen.

* * *

Antwerpen. Wieder schallender Beifall, mächtige Lorbeerkränze und ein Haus ohne Lücken! Merkwürdig, daß nur der Kassenrapport so viele Lücken aufweist ... Sollte Herr Schürmann mit den Freibillets so verschwenderisch umgegangen sein? ... Ich

weiß nicht, auch der ganze Enthusiasmus erscheint mir so bestellt, so wohl vorbereitet, so angenehm dressiert ... Ich war bisher eine stolze Künstlerin, welche die kleinen Kriegslisten des Erfolges vornehm verschmäht hat. Muß ich nun wirklich, weil es das Geschäft einmal so mit sich bringt, den gefälligen Trucs meines Impresarios mich unterwerfen? ... Eigentlich schade um mich!

* * *

Auf der Reise nach Italien. Mit dem Faust geht's auf die Weise auch noch nicht. Wenn die Darstellung mit dem großen Monolog beginnt, und über eine Stunde vergeht, ehe ich zum Auftreten komme, so hält Schürmann einen Erfolg für ausgeschlossen. Ich habe mich also kurzweg entschlossen, aus dem „Faust" einfach — den Faust zu streichen. Ich beginne sofort mit der Begegnung vor der Kirche und spiele lediglich die Gretchenscenen. Meine komische Alte ist allerdings empört darüber. „Was würden Sie sagen," rief sie, „wenn ich eines Tages eine Gastspielreise machen und nur die Meerkatzenscenen spielen würde?" Aber ich werde berühmten Beispielen folgen und nach meiner Rückkehr Herrn Professor Erich Schmidt als den bevollmächtigten Vertreter Goethes auf Erden um Indemnität bitten.

* * *

Mailand. Ich freue mich unendlich auf mein heutiges erstes Auftreten in Italien. Es hat mich schon lange gedrängt, als Künstlerin einmal bei den Italienern meine Visitenkarte abzugeben. Heute endlich soll's nun geschehen.

* * *

Nach der Vorstellung. Ja, was ist denn das? ... Das Theater war ja beschämend leer! ... Und da sagt man noch, daß die Italiener sich durch ihre Höflichkeit auszeichnen. Ich habe bei ihnen meine Visitenkarte abgegeben, und sie sind mir den Gegenbesuch schuldig geblieben ...

* * *

Genua. Was es doch für boshafte Leute giebt! Heute kam ein Photograph zu mir mit der Bitte, während meines Auftretens den Zuschauerraum mit Blitzlicht aufnehmen zu dürfen.

„Aber was wollen Sie denn mit dem Bilde?"

„Ich will es als Rebierbild erscheinen lassen mit der Frage: ‚Wo ist das Publikum?'"

Zum Schaden auch noch den Spott ... Wie schön muß es jetzt in Wannsee sein!

* * *

Rom. Leider die gleiche Erfahrung wie in Genua und Mailand! Das Ausbleiben der Italiener

überraſcht mich nicht mehr. „Aber," fragte ich einen Korreſpondenten, „warum kommen denn nicht wenigſtens die Fremden?" Er antwortete:

„Es giebt in Italien nur ein einziges Theater, das von allen Fremden beſucht wird, und das iſt ... das griechiſche Theater in Taormina."

* * *

Auf der Reiſe nach Griechenland. Ich bin glücklich, daß ich endlich die italieniſchen Theater hinter mir habe, — nun bin ich doch wieder unter Menſchen! Auf dem klaſſiſchen Boden von Hellas wird auch mir hoffentlich die Sonne Homers leuchten, und wie eine gute Vorbedeutung ſchwirren mir die Verſe durch den Kopf: „Und Bank an Bank gedränget ſitzen, es brechen faſt der Bühne Stützen, herbeigeſtrömt von fern und nah, der Griechen Völker wartend da." ... Sie ſollen nicht umſonſt gewartet haben. Ich komme!

* * *

Athen. Nun ſtehe ich ſchon eine halbe Stunde am ſchmalen Guckloch des Theatervorhanges und luge in den Zuſchauerraum hinaus, das Volk der Griechen mit der Seele ſuchend ... Sie ſind nicht da! Und betrübt gehe ich in meine Garderobe zurück. An der Schwelle erwartet mich mein atheniſcher Gaſtfreund und ſagt mir begütigend:

„Sie bleiben trotzdem eine künſtleriſche Großmacht, und Griechenland iſt Ihnen viel ſchuldig geblieben."

Mein einziger Troſt iſt, daß Griechenland andern Großmächten noch mehr ſchuldig geblieben iſt.

* * *

Auf dem Wege nach Konſtantinopel. Nun mich meine abenteuerliche Wanderung bis an den Bosporus führen ſoll, beginne ich allmählich ſelbſt, meinen Argonautenzug nach dem Weltruhm ein wenig komiſch zu finden, und mit freiem Galgenhumor erhebe ich mich über alle die ſtechenden Verdrießlichkeiten, die ich erfahren mußte. Ich habe denn doch geringer von mir gedacht, als ich es verdiene, wenn ich mich für ſo eine Virtuoſenfahrt durch Europa — immer den Impreſario mit der Jahrmarktspauke an meiner Seite — für geeignet halten konnte ... Und mit brennender Sehnſucht zähle ich die Stationen, bis es endlich wieder heißt: „Ausſteigen! Wannſee!"

* * *

Konſtantinopel. Ich habe Stambul eigentlich mit angenehmen Erwartungen betreten. Ich vertraute auf das türkiſche Sprichwort: „Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, ſo wird Mohammed zum Berge kommen ..." Aber ich habe mich geirrt.

Ich kam zu den Mohammedanern, aber die Mohammedaner ſind nicht zu mir gekommen . . .

* * *

Bukareſt. Alſo das war der große Lichtpunkt auf meiner Wanderfahrt! Ich bin bei Carmen Sylva zu einer Taſſe Thee eingeladen worden. Mein Impreſario verſprach mir ſogar, daß ich auf den Nachhauſeweg einen hohen Orden mitbekommen würde. Aber darin hat er ſich geirrt. Es war nur ein thé simple und kein thé complet . . . Am Abend haben mir die Studenten einen Fackelzug gebracht, aber in der Stimmung freier Selbſtironie, die mich nun nicht mehr verläßt, wollte es mir ſo ſcheinen, als wenn mit allen dieſen Fackeln nur deſto greller mein Defizit beleuchtet werden ſollte . . .

* * *

Auf dem Wege nach Wien. Morgen geht's zunächſt nach Peſt, wo mich ein von Herrn Schürmann mit ſeinem Manneswort verbürgter Triumph erwartet, und von da nach Wien . . . Nach Wien! Wie mir das Herz in der Erwartung klopft, wieder deutſch zu Deutſchen zu ſprechen! Ein quälender Heimatsdurſt iſt über mich gekommen, und ich fühle es, daß alles, was internationale Eitelkeit in mir war, beim erſten Schritt auf eine deutſche Bühne

ſchnell und plötzlich von mir abgleiten wird, wie ein Domino nach dem Faſchingsball ... Nicht enttäuſcht, ſondern nur gereift werde ich aus dieſem Wirrſal von Abenteuern heimkommen. Jedes warme Wort, das gute Freunde jemals meiner redlichen Kunſt gewidmet haben, plötzlich wird's mir in der Erinnerung wieder lebendig, und wenn mir meine lieben Berliner noch einige Sympathie bewahrt haben, ſo ſollten ſie dafür ſorgen, daß mir in Wien von allen Plakatſäulen ein großer Zettel entgegenleuchtet mit dem Lockruf: „Kehre zurück, Agnes! Es iſt alles verziehen!“ ... Ja ... ja! ... Ich komme! Ich komme!

Eine Faſchings-Epiſtel

Wenn die Schelle klirrt in der Faſchingszeit
Und vom Throne geſtürzt die Vernunft iſt,
Und wieder geſchmückt mit dem Harlekinkleid
Der Narren ergötzliche Zunft iſt —

Dann ſchweigt der grämliche Nörgelgeiſt,
Der ſonſt den Uebermut zügelt.
Die Zunge wird keck und die Feder dreiſt
Und der Vers anapäſtiſch beflügelt.

Das iſt ein Gedräng' um den Karnevalsthron —
Ein jeder belacht's und bewundert's.
Das iſt die fröhliche Prozeſſion
Der Narren des neuen Jahrhunderts.

Es kommen die Thoren Arm in Arm,
Es kommen die nächſten und fernſten,
Und die luſtigſten wieder im ganzen Schwarm —
Das ſind und bleiben die ernſten.

Sie blicken noch ſauer am froheſten Tag
Und erklären geſpreizt und ſummariſch:
„Vervehmt iſt, wer andre erheitern mag!
Das Lachen iſt nicht litterariſch!“

Und es kommt geſchritten im bunten Chor
Der Zug der politiſchen Narren.
Beſonders die jüngſten leuchten hervor
Mit dem pangermaniſtiſchen Sparren.

Sie wollen hemmen des Schickſals Lauf
Mit Worten, die donnern und krachen,
Und freſſen täglich die Welſchen auf
Mit weitgeöffnetem Rachen . . .

Dort naht die leidende Landwirtſchaft
Mit trinkgeldgierigen Händen
Und beſchimpft die politiſche Schandwirtſchaft,
Verſagt man die klingenden Spenden.

Die Friedenskongreßler ſind auch dabei
Und ſpielen die dankbarſte Rolle,
Ertönt in der Runde das Kriegsgeſchrei,
So ſchreiben ſie flugs Protokolle.

Sie bewerben ſich um den Nobel-Preis,
Den einſt der Stifter geſchaffen,
Nachdem er verbeſſert mit emſigem Fleiß
Des Krieges tödliche Waffen . . .

Jetzt naht in seltsamer Lethargie
Eine Gruppe schlummernder Greise.
Mit geschlossenen Augen schleichen sie
In der Nachtwandler ängstlicher Weise.

Wer ist die Schar, die in Schlummer sank —
Wem eignen die müden Gesichter?
Das ist der Aufsichtsrat einer Bank ...
Die Adressen erfährt man beim Richter.

Dort kommt aus Basel, von Hoffnung umglänzt,
Ein zionistischer Träumer,
Und dort, von Stefan George bekränzt,
Ein symbolistischer Reimer.

Dort kommen auch Julius und Heinrich Hart,
Die beiden freundlichen Brüder!
Was heute dem einen an Weisheit ward,
Der andre kaut morgen es wieder.

Und wie sie beim kritischen Scharfgericht
Sich ergänzen in jeglichem Falle!
Denn was dem einen an Witz gebricht,
Das ersetzt der andre durch Galle.

Und der Leser murmelt in seinen Bart:
„O der geifernden kritischen Wärter!
Hic nomen est omen! Der eine ist Hart,
Der andre ist aber noch härter“ ...

Es nahen auch Jünger der Poesie —
Gekreuzt ist Feder und Pinsel.
Das ist eine dichtende Kolonie;
Sie bewohnt von Bierbaum die Insel.

Der Buchschmuck ist ihre Hauptpassion,
Das Buch braucht keiner zu schätzen;
Das Ornament und der Farbenton
Muß den Wert des Inhalts ersetzen.

Nun kommt ein schreibender Patriot —
Der Markgrafen herrlicher Dichter.
Er schwingt seine Fahne schwarz-weiß-rot
Ueber alle mäkelnden Richter.

Und immer reicher entrollt sich der Zug,
Es nahen verschmitzte Sophisten.
Es nahen, gerüstet zum Wolkenflug,
Verstiegene Idealisten.

Es nahn die Chinesen gealterter Kunst.
Es naht die Prahlsucht der Jugend.
Es kommen die Ritter vom Phrasendunst
Und die zünftigen Retter der Tugend.

Es naht die ästhetische Klerisei,
Von Zentrums Gnaden die Meister.
Sie singen in Sehnsucht die Litanei
Von einem Zwing-Uri der Geister . . .

Und beſchleicht dich bei all der Narrheit die Luſt,
In Trauer das Haupt zu verhüllen,
So wiſſe, daß eben die Narren juſt
Eine wichtigſte Sendung erfüllen:

Nur die Thorheit bringt die Weisheit in Fluß —
Und der Menſchengeiſt würde erſtarren,
Erregten ihn nicht nach der Götter Beſchluß
Die üpp'gen Geſchlechter der Narren.

Dolcefarniente

Seit langer Zeit weiß ich niemals, wenn ein neuer Morgen anbricht, welchen Wochentag wir haben. Das Datum iſt mir ſelbſtverſtändlich völlig unbekannt. Ja, ſogar die Grenze zwiſchen einem Monat und dem andern habe ich neulich überſchritten, ohne es zu merken. Der drehbare Kalender auf meinem Schreibtiſch iſt in den Ruheſtand verſetzt. Kaum, daß ich mich gewöhnen kann, die Taſchenuhr regelmäßig aufzuziehen. Die Stunden, die Tage, die Wochen ... ſie gehen wie auf Zehenſpitzen an mir lautlos vorüber ... kein Tick-Tack, kein Stundenſchlag verrät ihr Kommen und Gehen ... Das iſt das Merkzeichen des holden Nichtsthuns, für das die Italiener ein ſo ſchmeichleriſch ſchönes Wort gefunden haben ... ein Wort, das uns allen das Herz bethört, wenn wieder einmal die ſchöne Zeit der Ferien kommt und uns für einige Wochen aus der Kette der Berufsarbeit erlöſend ausgliedert.

Dolcefarniente! . . . Liegt nicht etwas wie Mandolinenklang, wie der Lockruf eines Gondelliedes in dem Wort? Ein schwüler Wohllaut rinnt aus seinen Silben hernieder. Es tröpfelt uns wie Mohnsaft auf die Augen und nimmt uns mit einem Zauber gefangen, gegen den es kein Widerstreben giebt. Das Wort ertönt nur . . . und plötzlich ist das Uhrwerk der täglichen Arbeit ausgehoben. Der hastige Zeigerschritt des Strebens, das uns von einem Ziel zum andern treibt, macht gehorsam Halt. Es legt sich uns auf die heiße Stirn wie eine weiche mütterliche Hand, und wir fühlen etwas wie einen Vorgeschmack jener letzten Ruhe, die wir den Tod nennen, und die doch nichts andres ist als ein ewiges Dolcefarniente, das uns am Ausgang der Endlichkeit in seinen wohligen Frieden einschließt . . .

Es ist in das italienische Wort die ganze Poesie des Müßigganges eingebettet, die ihr Symbol in der Hängematte findet, welche sich zwischen blühenden Bäumen schaukelt, und in der wir uns nur ausstrecken, um durch die Lücken der grünen Kronen hindurch in die blaue Unendlichkeit des Himmels zu starren. Leichte Wolken ziehen durch das Luftmeer wie gleitende Kähne, und ins Schlepptau hängen wir unsre Hoffnungen und Träume . . . Dolcefarniente!

Aber für die Stunden der Gegenwart, die es

uns spurlos entführt, entschädigt uns das Dolcefarniente durch die Stunden der Vergangenheit, die es uns wiedergiebt. Wir leben alle so entsetzlich geschwind. Der Eindruck von heute stößt lieblos den Eindruck von gestern beiseite. Der Tag wird vom Tage verschlungen ... Zu stillen Stunden der Selbstschau, zu verweilenden Rückblicken ... wer findet die Zeit? Aber das Dolcefarniente ist ein großer Geisterbeschwörer. Aus der Vergangenheit ruft es unsre schönsten Lebenstage wieder auf, und auf einsamen Spaziergängen sind sie unsre Begleiter. Alte Erinnerungen blühen plötzlich wieder auf und öffnen weit ihre Kelche. Und wie vor den Augen des Sterbenden in einem großen traumhaften Wandelbild das ganze Leben vorüberzieht, so wird uns auch im Dolcefarniente die vergangene Zeit wieder lebendig. Die Stunden von einst treten vor uns hin — die eine mit leeren, die andre mit vollen Händen. Wir finden uns langsam zu uns selbst zurück. Und darum ist es nicht wahr, daß der Müßiggang der Anfang aller Laster ist. Er kann auch das Ende aller Weisheit sein. Er kann die geheiligte Sonntagsruhe der Seele werden.

Eine Philosophie des Müßigganges ist leider noch nicht geschrieben worden, aber sie verdient endlich aufgezeichnet zu werden. Sie würde uns vielleicht lehren, in einigen der berühmtesten weltgeschichtlichen

Faulpelze die weiſeſten Ueberwinder aller menſchlichen Nichtigkeiten zu verehren. Die Philoſophie des Müßigganges müßte bis Diogenes zurückgehen, der aus ſeiner Tonne heraus die Welt verlachte und ihre kribbelnde Geſchäftigkeit mit immer erneutem Erſtaunen beobachtete. Die indiſchen Säulenheiligen, die ein ganzes Leben der ſchwermütigen Selbſtbetrachtung weihten, und die Anachoreten, die ihre Wüſten und Wildniſſe nur mit ernſten Gedanken bevölkerten, würden uns von den Geſchichtſchreibern des Dolcefarniente zu deuten und zu beſeelen ſein. Die Quietiſten mit ihrer bewußten Abkehr von allem Wirken und Streben, und jene ergebungsvollen Sekten, die das „non resistere“ zu ihrem Wahlſpruch gemacht und ſich aus allem Widerſtand gegen Welt und Schickſal in die unbewegliche Ruhe des Verzichtens gerettet haben ... ſie würden uns alle nur verſchiedene Spielarten des Dolcefarniente zeigen. Denn das Nichtsthun kann ebenſo aus der gedankenloſen Trägheit des Tagediebes wie aus der letzten Tiefe der Erkenntnis ſtrömen. Es kann eine hohle Laune und es kann eine Welt von Inhalt umſchließen. Es kann uns nichts und es kann uns alles ſagen.

Man ſollte deshalb die Bezeichnung „Müßiggänger“ nicht unterſchiedlos verſchwenden. Es kann auch ein Ehrentitel ſein, der in ſchweren Kämpfen

erworben und erarbeitet worden ist — und heutzutage, wo man mit so viel Rundfragen neugierig in das Geheimleben unsrer Schriftsteller, Staatsmänner und Künstler einzudringen versucht, sollte man auch einmal die Frage versuchen: „Was thun Sie in den Stunden, in welchen Sie nichts thun?“ Ich glaube, in den Antworten würden sich alle höher organisierten Naturen von den andern am deutlichsten scheiden. Dann erst, wenn die Stunde von dem Bleigewicht eines Arbeitszweckes befreit ist, öffnet sich unser innerstes Wesen, und das Dolcefarniente ist der Probierstein unsers Wertes. Hier muß es sich zeigen, was wir an uns selbst besitzen. Hier schweigen alle die lauten Täuschungen, die uns in den wichtigthuenden Stunden der Arbeit über uns selbst betrügen. Hier giebt es keine Notlügen und Verschleierungen, und schon das erste Gähnen würde eine erbarmungslose Anklage gegen uns sein . . .

Unsre Gesellschaftspädagogen rufen uns unablässig ins Ohr: „Lernt arbeiten!“ Das ist ohne Frage sehr notwendig und heilsam. Aber wir haben diese Fronvogtmoral, die aus dem Menschen ein Lasttier machen will, lange genug gehört, und wenigstens in der glücklichen Zeit der Ferien sollte man uns lieber das epikuräische Wort zurufen: „Lernt müßiggehen!“ Denn auch der Müßiggang, wenn er fruchtbar und schöpferisch wirken soll, ist

eine Kunſt, die gelernt werden will. Der Lazzaroni, der ſich, auf dem Rücken liegend, ſorglos und wunſchlos die Sonne Gottes in den Hals ſcheinen läßt, und der beſchauliche Muſelmann, der ſtundenlang mit untergeſchlagenen Beinen auf ſeinem Tabourett ſitzt und den Rauchwölkchen nachſchaut, die er aus ſeinem Tſchibuk hervorbläſt — ſie verſtehen dieſe Kunſt. Sie hat ihre Stümper und ihre Virtuoſen, und es gilt auch von ihr das Wort Senis: „Das Wichtigſte bei allem Irdiſchen iſt Ort und Stunde!“ Müßiggehen kann man am Ende auch mitten im verwirrenden Gewühl der Großſtadt, aber das iſt ein planloſer und leerer Müßiggang, der nichts mit dem ſegensvollen Ruheſtand des Dolcefarniente zu thun hat. Es iſt nicht der gliederlöſende Schlummer, den Homer beſungen hat, ſondern ein unruhevoller und traumſchwerer Halbſchlaf, der uns nicht geſundet und erquickt aus ſeiner Umarmung entläßt. Denn über das Dolcefarniente muß die milde Göttin der Einſamkeit ihre ſegnenden Hände halten. In der grünen Dämmerung ſtiller Gärten, unter dem Buchendom der Wälder, am Uferrand verſteckter Weiher, in welchen ſich vielhundertjährige Bäume ſpiegeln ... da ſind ihre Lieblingsplätze. Da wird ſie alle ihre Wohlthaten über euch ausſchütten.

Und darum rate ich euch allen, die ihr in die Ferne zieht, um zu euch ſelbſt zu kommen ... ich

rate euch: Bleibt nicht unten im Thal, wo die quirlende Beweglichkeit der Menſchen euch umkreiſt. Steigt oben hinauf, wo die Quellen rieſeln. Dort giebt es ſo ſchöne, weltabgeſchiedene Plätze, wo euch noch nicht die Schrecken der Hochnatur berühren, und wo doch eine lautloſe Einſamkeit waltet, in die keine Stimme von draußen mehr hineinredet. Da ſucht euch zwiſchen Lattichblättern und Farrenwedeln einen moosgepolſterten Stein, auf dem ihr Raſt machen könnt. Oder geht noch eine Wegſtunde höher, wo zwiſchen den ſchimmernden Steinen ſchon die Gentianen ihre blauen Sterne und die Alpenroſen ihre flammroten Büſchel hervortreiben. Da iſt gut raſten. Da gleiten einem die Stunden unhörbar vorüber. Seid ihr nicht völlig naturtaub zur Welt gekommen, ſo wird euch hier etwas ins Ohr geflüſtert werden, was den Arbeitsgewinn eines ganzen Jahres aufwiegt, und bald werdet ihr erkennen, welchen tiefen Zauber es in ſich ſchließt ... das berauſchende Wort: „Dolcefarniente“.

Wanderbriefe

Sirmione

Ein Brief vom Gardaſee

Wir ſind an unſerm Ziel. Hier iſt Sirmione
Und hier das alte Landhaus des Catull,
Von dem nur karge Trümmerreſte blieben."

So ſprach der Führer. Eine blonde Miß
Von ſeltner Ueberſichtlichkeit des Wuchſes —
Kein Hügel ſtört das Auge, das ſie muſtert —
Frug ihren Vater, einen feiſten Briten,
Der ſichtlich ſchon ſein Tagewerk beſchloſſen
Und mit der Welt auf gutem Zinsfuß lebt:
„Das Landhaus des Catull? Wer war Catull?"
Der Alte blättert in dem Reiſebuch
Und ſagt: „Mich deucht, es war ein röm'ſcher Dichter.
Im Murray iſt ſonſt nichts von ihm verzeichnet."
Dann ſehn ſie ſich die Trümmer läſſig an
Und klopfen mit den Schirmen auf die Steine.
Ein träger Blick noch auf den Gardaſee,
Der unten ſeine blauen Fluten wälzt,

Vom Strahl der Frühlingssonne überschimmert.
Ein Blick dann auf die Uhr: „Nun wird es Zeit,
Denn sonst versäumen wir den nächsten Dampfer ...“
Und eilten fort. Die Tochter trippelte.
Der Vater stampfte keuchend hinter ihr,
Und seine Schritte knirschten durch die Steine.

Ich aber blieb im Landhaus des Catull.
Und meine Blicke schweiften blitzgeschwind
Durch zwei Jahrtausende zurück nach Sirmio.
Es schlug der Traum um mich den Zaubermantel ...
Und aus dem grauen bröckelnden Geröll
Erfleht das Haus, das einstmals hier geragt hat.
Die Säulen wachsen stolz und schlank empor.
Es steigen um mich purpurfarbne Wände,
Von blumigen Borten anmutreich umsäumt,
Und aus den Wänden quellen heitre Bilder,
Die der Dryaden schelmischen Reigentanz,
Der Nixen kecke jugendfrische Spiele,
Den Diskoswurf geschmeidiger Griechenknaben,
Der Faunen Uebermut, das Leid Silens
Lebendig und beredt vors Auge breiten.

Und plötzlich teilt sich der damastne Vorhang ...
Und vor mir steht im Jugendglanz Catull,
Indes sich Lesbia zärtlich an ihn schmiegt,
Den weißen Arm um seinen Hals geschlungen.

Er zieht die Leuchtende auf ſeinen Schoß,
Und während über ihren vollen Nacken
Er koſend ſeine Finger gleiten läßt
Und ſie aus ihren glutenreichen Augen
Ihm neue Lieder in die Seele flammt,
Erklingt's im halben Traum von ſeinen Lippen,
Als raunten Liebesgötter ihm ins Ohr:

„Laß uns, Lesbia, leben! Laß uns lieben!
Und was grämliche Neider von uns reden,
Keines ſpottenden Blicks wert uns achten.
Sonnen gehen und Sonnen kehren wieder —
Doch verdämmert des Lebens Eintagſchimmer,
Folgt ein Schlummer, aus dem kein Tag uns wach küßt.
Gieb denn du mir tauſend und hundert Küſſe,
Wieder tauſend und nochmals hundert Küſſe,
Nochmals hundert und wieder tauſend Küſſe!
Sind's vieltauſendmal tauſend erſt geworden,
Laß uns hurtig ſie miſchen, bis wir ſelber
Nicht mehr wiſſen die Zahl, und bis kein böſer
Blick uns neidet dies liebliche Neſt der Freude!"

Und Lesbia neigt ſich zu des Dichters Lippen,
Von welchen ſie die friſchen Lieder pflückt,
Und ſagt ihm ſchelmiſch lächelnd in ſein Ohr,
Was er ſo gern vernimmt, ſo froh erwidert . . .

Und Beide ſchreiten dann durchs Periſtyl
Und ſuchen einen lauſchig ſtillen Raum,
Wo ſie beglückend und beglückt entſchwinden . . .

Ich aber fahre jäh aus meinem Traum,
Als wäre plötzlich klirrend hinter mir
Das Thor der alten Zeit ins Schloß gefallen.
O ſchöne, nie zurückgekehrte Zeit,
Da ſich die Freude mit der Unſchuld paarte,
Und freie Luſt durch Schönheit war geweiht!
Da zog nicht grämlich erſt die grauen Schleier
Der Heuchelzwang um jedes junge Glück.
Da bangte nicht die Liebe: „Darf ich auch?“
Die Jugend prahlte nicht: „Wie bin ich jung!“
Sie war's . . . ſie blühte — und ſie gab ſich hin
Mit offnem Frohmut jedem Rauſch der Stunde.
Da hat kein müder, früh ergreiſter Dichter
Sich gierig erſt mit lüſtern ſchwülen Worten
Das Blut, das matt gewordne, warm gepeitſcht.
Die Liebe baute ſich ihr warmes Neſt
Im Oelbaumhain, am heitern Rand des Sees,
Und lachte ſpottend all der kleinen Sorgen,
Die man des Lebens große Fragen nennt.
Und an den Stätten ihrer frohen Tage
Weht heute noch ein warmer Lebenshauch,
Der aus den Trümmern raunt und lockt und
flüſtert . . .

Schwer trennt' ich mich vom Hauſe des Catull,
Doch als der Abend ſeine Schatten ſenkte,
Da ſagt' ich ſeinen Manen Lebewohl . . .
Im Kopf ein Lied, im Herzen einen Reim
Und auf den durſt'gen Lippen einen Kuß,
Der ſich beſchwingt nach andern Lippen ſehnte . . .
So kehrt' ich heim vom lieblichen Sirmione.

Zeilen aus Venedig

Und als ich nach Treviſo kam,
Da hat es in Strömen gegoſſen.
Und als ich das ſchöne Venedig ſah,
Da war es von Nebeln umfloſſen.

Das brodelte ſo dunſtig und fahl
Aus dem Canale Grande —
Ich fühlte ſofort mich wie zu Haus,
Ganz wie im Vaterlande!

Ich wollte in Klängen hoch und hehr
Den Himmel Italiens feiern;
Nun hing er herab ſo wolkenſchwer,
So hinterpommeriſch bleiern!

„Wo iſt die Sonne?“ So rief ich aus
In klagenden Accorden.
Man ſagte mir: „Sie iſt abgereiſt,
Hinauf nach dem milderen Norden.“

Und aus dem Säulengang des Hotels —
Der Fernblick ein wie trüber!
Es zog ein dunkles Erinnrungsbild
An meinem Herzen vorüber.

„Hotel Danieli“ steht über dem Haus.
Und bei dem Worte — wie eigen! . . .
Sah ein erlauchtes Dichterpaar
Ich aus der Erde steigen.

Und zwiſchen den Säulen klang es hervor
So ſehnſuchtsweich und lüſtern,
Und aus den Niſchen drang mir ins Ohr
Ein deutſames zärtliches Flüſtern . . .

Hier huldigte einſt ein berühmtes Paar
Dem ſchelmiſchen kleinen Gotte:
Hier plauderten Muſſet und Georges Sand
Mit „Feliciſſima Notte“.

Hier blutete einſt das tiefſte Leid
Aus einem gequälten Herzen.
Hier ſchuf ein wandelbares Weib
Dem Dichter die brennendſten Schmerzen.

Das flüſtert um mich und ſchleicht und klagt
Wie Ibſenſche Geſpenſter . . .
Mir iſt, als ſäh' ich des Dichters Kopf
Dort hinter dem Bogenfenſter.

Mir iſt, als läſ' ich ein ſtummes Lied
In ſeinen ſinnreichen Blicken:
Ein Lied von ſchneidender Bitterkeit,
Voll Hohn und voll Entzücken.

Von hier aus ließ er das Auge vielleicht
Hin über den Molo ſchweifen:
Es mochten ihm vor dem krauſen Bild
Die zärtlichſten Verſe reifen.

Und ſchritt der Aermſte gedankenvoll
Aus des Hauſes gewölbtem Thore,
So flog hinüber der ſtaunende Blick
Zur Kirche San Giorgio Maggiore.

Dann ging er wohl über die Riva dahin,
In tönende Träume verloren . . .
Es traf das raſtloſe „Gondola?“
Die rhythmiſch geſchulten Ohren.

Dort tauchte San Marco vor ihm auf
In des Monds verklärendem Strahle.
Dort ſah er zur Seufzerbrücke empor,
Zum alten Palazzo Ducale.

Wie hat in ſeinem Geiſte ſich hell
Der Zauber Venedigs geſpiegelt!
Es hat ihm allmächtig die Phantaſie
Der Vorzeit Pforten entriegelt.

Und um die Pforten ließ er wohl
In üppigem Flore ranken
Des Dichterherzens heimlichſte
Geſpinnſte und Gedanken . . .

Die marmornen Pfeiler, ſie ragen noch,
Wie für Aeonen gegründet:
Das Auge aber, das ſie ſah,
Iſt längſt im Tod erblindet.

Die Dinge dauern, die Menſchen vergehn,
Das iſt das Geſetz der Erde.
Wer denkt es zu Ende, das alte Lied,
Das Lied vom Stirb und Werde?

— Ein Regenſchleier umhüllt den Palaſt,
Der Blick wird trüber und trüber . . .
Ein ſchwermutsvolles Erinnrungsbild
Zieht mir am Herzen vorüber.

Frühling im Süden

Ich liebe den Frühling im Süden,
Von üppigem Segen ſo ſchwer.
Ich lieb' es, den Blick zu ermüden
Am blauen unendlichen Meer.

Ich liebe die hüpfenden Lichter,
Verſtreut auf der rollenden Flut.
Ich liebe die braunen Geſichter.
Ich liebe das ſchäumende Blut.

Ich lieb's, wenn die nordiſche Kühle
Am Lächeln des Mittags zertaut,
Bis alle verſchneiten Gefühle
Lebendig ans Licht ſich getraut.

Ich lieb' es, an fruchtſchweren Zweigen
Die goldenen Aepfel zu ſehn.
Ich lieb's, wenn die Palmen ſich neigen,
Durch windfriſche Gärten zu gehn.

Ich lieb's, wenn die bunten Glycinien
Mir klettern ins Fenſter hinein.
Ich lieb's, wenn im Schatten der Pinien
Mir weltfrohe Lieder gedeihn.

Ich lieb's, über felſige Stufen
Zu ſteigen auf ragende Höhn,
Und oben thalabwärts zu rufen:
Wie iſt doch das Leben ſo ſchön!

Von der Riviera

Beppo iſt ein Gaſſenjunge,
Klug und diebiſch, dreiſt und flink.
Beppo kommt mit raſchem Sprunge
Auf den erſten Augenwink.

Beppos Haut wird täglich brauner
In Monacos Sonnenglanz.
Beppo iſt der hübſchſte Gauner
Dieſes gaunerreichen Strands.

Beppo ſtreichelt aus der Taſche
Dir die Münzen groß und klein.
Beppo ſchmeichelt aus der Flaſche
Dir den letzten Tropfen Wein.

Beppo ſagt mit frohem Stolze:
„Keiner iſt wie ich verſchmitzt.“
Beppo iſt aus jenem Holze,
Draus man Millionäre ſchnitzt.

Beppo wird einſt welterfahren
Mit gehäuftem Gold beſchenkt ...
Oder wird in jungen Jahren
Noch am Galgen aufgehängt.

Aus der Donauſtadt

Ich ſehe Sie noch, verehrter Freund,
In unſrer Abſchiedsſtunde ...
Sie ſaßen vor einem Zeitungsberg,
Die kohlende Upman im Munde ...

Sie laſen den neuen Zolltarif
Mit liſtig forſchenden Blicken.
Kaum hatten Sie Zeit, mir ſchwermutsvoll
Zum Abſchied die Hand zu drücken.

„Wie neid' ich Ihnen", ſo riefen Sie aus,
„Die fröhliche Donaureiſe!
Wie ſehn' ich mich ſelbſt ſo leidig hinaus
Aus dem täglichen Arbeitsgleiſe.

Der widrige Streit von Blatt zu Blatt,
Der öde papierene Zweikampf ...
Wie wird man endlich ſo haderſatt
In dem mißlautreichen Parteikampf.

Wie würde so schnell im Eisenbahnrauch
Die Sorge des Tages zerstieben —
Wie hätte so lind ein südlicher Hauch
Die nordischen Nebel vertrieben!“ . . .

Und Ihre Worte sangen mir
Ein Lied von des Reisens Segen.
Und Ihren Scheideruf klangen mir
Die rollenden Räder entgegen.

Ja, das ist der nie versagende Reiz,
Der Reiz des geflügelten Rades:
Es weckt entschlummerten Frohmut auf
Und scheucht die Sorgen zum Hades.

Das Auge wird weiter, die Seele leicht
Von engen Alltagsschmerzen.
Der Wind, der durch die Fenster streicht,
Bläst allen Harm vom Herzen.

Und was uns hielt in ängstlicher Haft,
Zerflattert und verflüchtigt:
Die Ferne hat eine logische Kraft,
Die alles Schiefe berichtigt.

Sie giebt den Dingen ihr Maß zurück
Und läßt sie verwandelt erscheinen.
Da ragen die Großen noch größer auf
Und kleiner noch werden die Kleinen.

Zum winzigen Maulwurfshügel verflacht,
Was sonst geschaut wie ein Berg aus,
Und wer wie ein kleiner Riese geprahlt,
Sieht kaum wie ein größerer Zwerg aus ...

Ich hatte Zeit, von Dresden bis Wien
Der Stimmung nachzuhängen.
Im übrigen will von der Fahrt
Sich nichts in die Feder drängen.

Die Freuden des Tetschener Zollamts will
Ich schonungsvoll verschweigen.
Auch über die Schmerzen der Schaukelfahrt
Soll mir kein Seufzer entsteigen.

Man pflegt die Reisenden bis nach Wien
So grausam durchzurütteln,
Als wären Menschen wie Medizin
„Vor dem Gebrauch zu schütteln".

Und endlich in der Donaustadt! ...
O zürnen Sie nicht, wenn ich schwärme:
Das ist noch das alte fröhliche Wien
Mit der alten erquickenden Wärme.

Da scheint vom Süden ein weicherer Hauch
Die Straßen zu durchfächeln.
Es schimmert über der ganzen Stadt
Fast wie ein Mädchenlächeln.

Die nordiſche ſpröde Gemeſſenheit
Mit ihren froſtigen Spenden —
Hier weicht ſie gaſtlicher Herzlichkeit,
Man giebt mit vollen Händen.

Da lacht noch im Winter Frühlingsglanz.
Verſchneite Gefühle zertauen . . .
Das macht in der Runde der blühende Kranz
Von ſchönheitleuchtenden Frauen.

O wär' ich reicher an lyriſcher Kunſt,
Ich prieſe durch zahlloſe Lieder
Die ſtrahlenden Augen der Wiener Fraun,
Die inhaltsreichen Mieder.

Man fühlt ſich ſo jung, ſo lebensbereit,
Im Capua der Geiſter . . .
Das iſt die Stadt, der man alles verzeiht —
Sogar ihren Bürgermeiſter!

In Sankt Wolfgang

In Sankt Wolfgang an die Kirchenmauer
Lehnt sich ein geheimnisvoller Schrein,
Voll von Menschenschädeln und Gebein —
Und es rieseln frost'ge Geisterschauer
In Sankt Wolfgang von der Kirchenmauer ...

Priester sind es, die im Grabe ruhten,
Einst verehrt als Pfleger alles Guten.
Fromme Hände trugen ihr Gebein
In den glasumschloss'nen Totenschrein.
Und ich stehe grübelnd ... suchend ... tastend
Vor den Zeugen einer fernen Zeit,
Und ich fühle marmorschwer und lastend
Alle Bürden der Vergänglichkeit.
Geisterstimmen raunen mir ins Ohr:
„Was ist Menschenlos? Was Erdendauer?"
Um die Augen wölkt sich's wie ein Flor,
Und der Frühlingshimmel scheint mir grauer
In Sankt Wolfgang an der Kirchenmauer ...

Stumme Trümmer eines reichen Lebens!
Was ihr war't, ich frage euch vergebens . . .
Was aus dieſen Augenhöhlen flammte,
Als ihr noch im Licht gewandelt ſeid —
War es Haß? Verblendung? Grauſamkeit?
War es Liebe, die vom Himmel ſtammte?
Dieſe Hand, die einſt das Kreuz getragen,
Als ihr auf der Erde noch geweilt,
Wieviel Schmerzen hat ſie mild geheilt?
Wieviel Wunden hat ſie einſt geſchlagen?
Ach, umſonſt das Forſchen und das Fragen . . .

Zwiſchen Buchengrün und Berggeſtein
Ueberflogen mich Geſpenſterſchauer
Vor dem glasumſchloſſ'nen Totenſchrein.
Und ich ſchied voll Bangigkeit und Trauer
In Sankt Wolfgang von der Kirchenmauer.

Von der Dorfstraße

Sah an der Wegscheid' ein Dirndl stehn,
Das bitterlich weinte.
„Kann ich nicht lindern, was dir geschehn?"
Ihr Blick verneinte.

„Kann ich dir helfen mit blankem Geld?"
Sie schüttelt die Zöpfchen.
„Hat dir die Liebe dein Glück zerschellt?" . . .
Sie neigt das Köpfchen.

„Dort an dem Bach ging mein Schatz vorbei
Mit einer andern.
Lachend und kosend sah ich die zwei
Thaleinwärts wandern.

Daß er mich selbst ins Unglück gebracht,
Trüg's ohne Klagen.
Doch daß die andre ihn glücklich macht,
Kann's nicht ertragen." . . .

Sprach's und schluchzte und stand vor mir
Ein Bild des Leides —
Und aus den Augen rieselten ihr
Thränen des Neides.

Sommerlied

Im Sommer lebe ich einſam,
Umflüſtert vom Buchenlaub;
Im Winter ſchluck' ich gemeinſam
Mit Andern den Straßenſtaub.

Im Sommer auf ländlichem Boden
Gehorch' ich dem eignen Geſchmack:
Im Sommer trage ich Loden,
Im Winter trag' ich den Frack.

Im Sommer entſchwebt mir beim Wandern
Der Weltſtädte wirres Geſchrei;
Im Winter plärr' ich mit Andern
Die nämliche Litanei.

Im Sommer durchſtrömt mich Behagen
Am Freitiſch der Natur;
Im Winter beſchwert mir den Magen
Das Pflichteſſen und der „Jour".

So treib' ich's im alten Gleiſe
Schon manches Decennium . . .
Im Sommer, wie bin ich ſo weiſe!
Im Winter, wie bin ich ſo dumm!

Auf der Heimfahrt

Nun heißt's, dem Frühlingstraum entsagen,
Dem ich so gern erlegen bin.
Es trägt im wohlgeheizten Wagen
Der Blitzzug mich nach Norden hin.

Noch gestern war mit Palmenwedeln
Mein Weg im Garten überspannt.
Heut seh' ich Streifen Schnee durchfädeln
Die Felder an der Straßen Rand.

Es ragen winterlich vergletschert
Die Berge in den Lenz hinein.
Der rauhe Wildbach überplätschert
Mit schäum'gen Wellen das Gestein.

Es stehn wie frierende Gespenster
Am Weg die Bäume nackt und kahl,
Und mühsam durch betaute Fenster
Blinkt selten nur ein Sonnenstrahl.

Doch fühl' ich nicht des Winters Wunden,
Es ſchmerzt mich nicht der Wolken Grau —
Als trüg' ich um den Hut gebunden
Noch einen Streifen Himmelsblau!

Der trübe Dunſt — wie raſch entweicht er,
Wenn Lebensdrang die Flügel regt . . .
Des Nordens Ungunſt trägt ſich leichter,
Wenn man den Süden in ſich hegt.

Streitbriefe

Kommende Geister

Verehrte Freundin! Endlich komme ich dazu, das Versprechen einzulösen, das ich Ihnen an einem regnerischen und kalten Septemberabend gegeben habe, als wir in der Diele Ihres Landhauses fröstelnd auf der Fensterbank saßen. „Da haben Sie einen Vorgeschmack von unsern einsamen Winterabenden auf dem Lande," sagten Sie, „und Sie werden mir glauben, welche Wohlthat uns ein neues und fesselndes Buch erweisen kann. Und hier rechne ich nun auf Ihre Ratschläge, lieber Freund . . .! Aber daß Sie mir nicht etwa die abgeguckten Schriftsteller empfehlen, die in jeder Zeitung genannt und gerühmt werden! Ich nasche gern dichterische Primeurs. Ich erwarte von Ihnen neue Entdeckungen . . . Und, du lieber Gott, das kann doch nicht so schwer sein! Wir werden ja jetzt in jeder Woche zur Grundsteinlegung eines neuen Ruhmes eingeladen, und wie es bei

ſolchen Zeremonien üblich iſt, legen die kritiſchen Entdecker zu den Urkunden, die mit dem Grundſtein in die Erde geſenkt werden, auch gern ihre eigne Viſitenkarte. Kann Sie das nicht reizen, lieber Freund? So entdecken Sie doch auch einmal einige neue Talente! Es iſt wirklich die höchſte Zeit . . ." Nun, heute kann ich Ihren Wunſch erfüllen. Ich bin durch einige ſchriftſtelleriſche Werkſtätten gewandert und darf Ihnen jetzt von kommenden Geiſtern erzählen, die ihre Werke in der nächſten Zeit der Oeffentlichkeit übergeben werden, und die ich mit Stolz in die Litteratur einführe.

* * *

Eine neue Entwicklungsepoche der deutſchen Lyrik wird durch einen Gedichtband begründet werden, den Werner Laupp unter dem Titel „Geſtotterte Lieder" ankündigt. Der junge Poet iſt von der Beobachtung ausgegangen, daß die Blütezeit der neuen dramatiſchen Kunſt an dem Tage begonnen hat, an welchem auf dem Theater kein richtig gebauter Satz mehr geduldet und das flüſſige Hochdeutſch als unnatürlich verbannt wurde. Damals fand Werner Laupp in dem Jugenddrama eines der führenden Geiſter die wörtliche Vorſchrift, daß ein handelnder Menſch ſo ſprechen ſoll, „als hätte

er Mehl im Munde". In einem andern bahnbrechenden Werk setzte sich der Dialog nur aus abgerissenen Worten und zerhackten Satzteilen zusammen. An die Stelle des Wortes trat oft nur die Interjektion. Mit ungezählten „Hm" ... „Aeh" ... „Tscha!" ... „Pfft!" ... war jede Rede durchlöchert und zersägt. Nur in der Lyrik hat man leider von dieser Reform der Sprache noch keinen Nutzen gezogen. Hier halten auch die Neuesten noch an der veralteten Gewohnheit des fließenden Wortes und des geregelten Satzbaues fest. Werner Laupp ist der erste, der nun auch das Stottern in die Lyrik einführen will und damit der Sprache das letzte Gebiet streitig macht, auf welchem sie sich noch in Schönheit bewegen durfte. Wie viel er von seinen dramatischen Vorbildern gelernt hat, beweist schon das erste Frühlingslied:

„Ich fühlte ... äh ... mich grau und grämlich ...
Er hatte mich ... der Jammer ... nämlich ...
Da ging ich ... hm ... zur grünen Flur
Und sah sie ... nämlich ... die Natur.
Die Sonne ... wie? ... der Himmel ... äh ...
Der grüne Wald ... der rote Klee ...
Da wurd' ich wieder frisch und flott ...
O Gottogottogottogott!"

Noch deutlicher sprechen sich in der Abteilung „Staccato", die sich nur aus Halblauten der

Empfindung zusammensetzt, die Intentionen Werner Laupps in einem kurzen Liebesgedicht aus:

„Wenn einer sich ... ich meine, wenn ich ...
In Liebesglut ... nun ja ... das kenn' ich,
Das heißt ... wer scheu die Liebe floh
Und endlich trotzdem ... denn wie so? ...
Man fühlt — das heißt, man ahnt ... und glaubt ...
Und sagt doch nicht ... denn überhaupt ...
Die Sache ist dann nämlich die:
Das ist Staccato-Poesie."

Werner Laupp hat die Absicht, mit Hilfe von erprobten Taubstummenlehrern diesen Stil der Lyrik so lange auszubilden, bis er endlich eine Form gefunden, die zwischen Aphasie und Poesie die richtige Mitte hält. Wenn es ihm gelungen ist, so wird das Stottern nicht mehr ein Privileg der Bühnenmenschen sein, und mit Spannung, gnädige Frau, dürfen Sie dem Tage entgegensehen, an welchem der Poet seine sämtlichen Schöpfungen unter dem Titel „Werner Laupps gestammelte Werke" herausgeben wird.

* * *

Auf philosophisches Gebiet führt uns eine umfangreiche Schrift: „Hundert neue Weltanschauungen", zur Auswahl vorgelegt von Caspar Lemke. Als der Verfasser nach einer

kurzen Ferienreise im vorigen Sommer nach Berlin wieder zurückgekehrt war, fand er in unsrer Hauptstadt drei neue Markgrafendenkmäler, zwei neue Pferdebahnlinien und vier neue Weltanschauungen, die in verschiedenen Sälen an Sonntagvormittagen von ihren Begründern gelehrt wurden. Als eine neue Figur war in das Getriebe der Hauptstadt der philosophische Stadtreisende eingetreten, der von der Philharmonie bis zu Kellers Festsälen seine Weisheit verbreitet. Offenbar war also die Zeit, da die Denkenden mit Baruch Spinoza oder Immanuel Kant ihren geistigen Hausbedarf zu decken pflegten, im Absterben begriffen, und es war ein Bedürfnis des Tages geworden, neue Götter zu suchen, neue „Gemeinschaften" zu begründen und neue Weltanschauungen in tönende Worte zu fassen. Der Verfasser kommt diesem Bedürfnis in seinem Buch entgegen und bietet eine so reiche Auswahl, daß verwöhnte Leute, die auf diesem Gebiet gern täglich etwas andres versuchen, selbst in einem Schaltjahr nicht in Verlegenheit kommen werden. Er bietet uns Weltanschauungen für reiche Geister und Weltanschauungen für minder Bemittelte. Alte philosophische Systeme werden durch Hinzufügen der Vorsilben „Neo" . . . auf die einfachste Weise frisch gefirnißt, und der „Neo-Theismus", der „Neo-Idealismus", der „Neo-Monismus" haben besondere

Aussicht, bald allgemein beliebt zu werden. Den meisten Erfolg verspricht sich aber der junge Autor von der Weltanschauung des Labyrinthismus, die das ganze Weltleben als einen großen Irrgarten darstellt und ihren Triumph darin sucht, daß sie das Wenige, was wir vom Dasein verstehen, durch tiefsinnige Worte wieder unverständlich macht ... Leider ist der Autor an dem vollständigen Ausbau dieses Systems dadurch verhindert worden, daß er plötzlich die Vorarbeiten für das Abiturientenexamen beginnen mußte.

* * *

Wie ein Kampfruf trifft uns der Titel eines andern großen Werkes: „Abgelehnte Stücke“ von Johannes Rumpf. Aber Sie würden irren, gnädige Frau, wenn Sie aus diesem Titel etwas wie Wehmut oder Anklage heraushören wollten. Johannes Rumpf hat vielmehr die Märtyrerkrone des Verkannten mit listiger Berechnung um seine Schläfe flechten lassen und die Flucht vor dem Erfolg zum Prinzip seines Lebens erhoben. Mit geschärftem Auge hat er wahrgenommen, daß es eine ganze Anzahl von Bühnenwerken giebt, deren Aufführung immer gefordert werden muß, aber niemals gewährt werden darf, wenn sie ihren Ruhm nicht mit einem

Schlage verlieren sollen. Die Darstellung dieser Stücke muß von den guten Freunden der Verfasser wieder und immer wieder als eine Ehrenschuld der deutschen Theater bezeichnet werden, aber ihre Dichter dürfen nicht die Unvorsichtigkeit begehen, durch eine Bühnenaufführung ihre guten Freunde zu widerlegen. Mannhaft und klug hat Johannes Rumpf diesen Verlockungen stets widerstanden, und mit Recht kann er behaupten, daß nicht seine Stücke von den Theatern, sondern daß die Theater von seinen Stücken abgelehnt worden sind. Selbst jeder Einladung der „freien Bühnen" und dramatischen Gesellschaften, seine Dramen auf die Scene zu führen, ist er stets vorsichtig ausgewichen — denn er wäre ja dann in die klägliche Reihe der Aufgeführten getreten, und die Märtyrerkrone wäre ihm jählings vom Haupte gefallen. Durch eine planvolle Umgehung aller Gesetze der Bühnentechnik hat er es denn auch erreicht, daß er nun sieben Bände von abgelehnten Stücken auf Ihren Büchertisch legen kann, und frei nach Heinrich Heine durfte er auf die letzte Seite des letzten Bandes die Worte schreiben: „Ich bin ein deutscher Dichter, verkannt im deutschen Land. Verschweigt man die besten Namen, so werde auch ich nicht genannt!"

* * *

Das, meine liebe Gnädige, ſind einige neue Werke, die ich Ihnen für die langen Winterabende empfehlen kann, — und ſind dieſe Bücher von kommenden Geiſtern gegenwärtig auch noch nicht erſchienen, Sie dürfen darauf ſchwören, daß ſie in kurzer Zeit in allen Buchhandlungen zu haben ſein werden.

Die moderne Seele

Es giebt Büchertitel, die so bezeichnend und verräterisch sind, daß sie uns die Lektüre des Buches selbst beinah ersparen. Wenn Fedor Dostojewski über eins seiner düsteren Schicksalsbilder die Ueberschrift setzt „Die Verlorenen", so genügen die zwei Worte, um vor uns das ganze Lebenselend der Verbannten und Gefangenen aufsteigen zu lassen, deren Seelen schon abgewelkt und verstorben sind, noch ehe die Zeit an ihrem Leibe das Werk der Zerstörung beendet hat. Wenn Friedrich Nietzsche in das Giebelfeld eines stolzen Gedankenbaues die Inschrift einätzt: „Jenseits von Gut und Böse", so haben schon diese fünf Worte eine führende Kraft, wie die Wegmarkierung auf einem Höhenpfad. Wenn Marcel Prévost mit einer besonders glücklichen Neuprägung das Wort „Halbjungfrauen" auf das Titelblatt eines Romans schreibt, so bedarf es kaum mehr

seiner eignen psychologischen Spürkunst, um uns über die feinen Grenzlinien der seelischen und körperlichen Unschuld aufzuklären. Ein nicht minder inhaltsvoller Titel leuchtete mir kürzlich in dem Schaufenster eines Buchhändlers von einem himbeerroten Umschlag entgegen. „Die moderne Seele“ ... so hieß der deutsame Titel, und er sagte mir so viel und so vielerlei, daß ich sofort den Entschluß faßte, das dazu gehörige Buch — nicht zu lesen.

Die moderne Seele! ... Das Wort hatte für mich die Kraft eines Zauberschlüssels, der mir das Damenboudoir einer Tiergartenwohnung behutsam aufschloß, wo die Gattin eines unsrer litteraturfreundlichsten Banquiers eine träumerische Dämmerstunde genoß. Das Zimmer und seine Herrin waren modern bis zum Aeußersten. Die hübsche Frau trug sogar bereits jene Botticellifrisur, die durch Cléo de Mérode wieder eingeführt worden ist und sich als sehr zweckmäßig erwiesen hat, um etwas zu große Ohren zu verbergen. Der Sessel, auf welchem die Gnädige saß, war selbstverständlich nach einem Modell von der Darmstädter Kunstausstellung nachgebildet und mit märchenhaft großblumigem Velvet überzogen. Die kleinen Füße berührten den Rand eines sezessionistisch ausgebauchten Kamingitters, das Henry van de Velde in einer seiner kühnsten Bogenlinien gezeichnet hatte. Ihr Blick glitt lässig über die an den

Wänden verstreuten Bilder hin, die in flache englische Leistenrahmen eingespannt waren — zumeist Landschaften im Halbdunkel, von welchen man nur die eine Hälfte erkennen konnte, aber die andre Hälfte vorzog. In der Hand hielt sie ein im „Inselverlag“ erschienenes Buch, in welchem zwischen einer Unzahl von Zierleisten und Arabesken eine winzige Zahl von ungereimten Versen verteilt war, so daß es für den Leser keine geringe Aufgabe war, aus der üppigen typographischen Verpackung das bißchen Inhalt herauszufinden. Auf dem großen Salontisch aber waren lauter Werke von den Jüngsten und Allerjüngsten ausgebreitet, und das einzige Zugeständnis für den besseren Geschmack bestand darin, daß die Bücher zum größten Teil nicht aufgeschnitten waren. Man hatte sich die Bände angeschafft — das war man den Verfassern schuldig. Aber man hatte sie nicht gelesen, — das war man sich selbst schuldig ...

„Meine Gnädigste, ich bin wirklich entzückt! Hier kann man ja ein wahres Vollbad in der Moderne nehmen.“

„Nicht wahr?“

„Nur eins müssen Sie sich noch anschaffen.“

„Und das wäre?“

„Eine moderne Seele!“

„Wo bekommt man die?“ fragte die Gnädige lächelnd.“

„Man muß sie sich nach und nach vorsichtig zusammensetzen. Das ist eine Mosaikarbeit, die langsam und geduldig gefügt werden muß. Aber jede Frau, die etwas auf sich hält, muß jetzt so eine moderne Seele besitzen. Und wem es seine Mittel nicht gestatten, sie anzuschaffen, soll wenigstens die alte Seele, die er von der Natur mitbekommen hat, neu einrichten und modernisieren lassen."

„Sie sind mir unverständlich. Kann denn eine Menschenseele überhaupt modern oder unmodern sein? Ist sie denn nicht zu allen Zeiten sich immer gleich geblieben?"

„Aber ganz und gar nicht, liebe gnädige Frau! Jede Zeit hat ihre besondere Seele hervorgebracht, und die Gefühlswerte sind einem unablässigen Wechsel unterworfen. Nur müssen wir vorsichtig unterscheiden. Die Menschen haben nämlich zwei Seelen in ihrer Brust — eine Seele fürs Haus und eine Seele für die Gesellschaft. Und das sind zwei ganz verschiedene psychologische Erscheinungen. Die Hausseele ist sich allerdings seit Jahrhunderten gleich geblieben. Sie ist heute wie ehemals der Wohnsitz der ewigen Gefühle, die auch durch die vorgeschrittenste moderne Verkränkelung nicht geändert werden konnten. Sie öffnet sich vor der leisesten Berührung, vor dem Hauch eines Kindermunds, vor einem geflüsterten Ton der Liebe. Sie ist so schlicht und schämig, daß selten

ein tönendes Wort daraus hervorſchwebt. Und ſie hat eine unberührbare Geheimkammer, in der gewiß auch Sie, verehrte Frau, den tiefſten Inhalt Ihres Lebens verſchloſſen halten. Aber in dem Augenblick, wo Sie Ihr ſchönes Zobelcape umhängen, um in die Geſellſchaft zu gehen, da nehmen Sie auch eine andre Seele mit in den Wagen — und die öffnet ſich nur auf das laute Stichwort des Tages und der Stunde. Sie ſchwärmt, wo die andern ſchwärmen, die den Ton angeben, und ſie grollt, wo die andern grollen. Sie formt ſich gehorſam nach dem jüngſten pſychologiſchen Schnittmuſter, und es giebt ſogar beſonders fügſame Leute, die neben der Haus- und Geſellſchaftsſeele noch eine dritte beſitzen: eine Art von internationaler Reiſeſeele, die in Frankreich franzöſiſch, in England engliſch und in Italien italieniſch empfindet. Aber die Tauſendkünſtler, die ſich eines ſo polyglotten Empfindungsvermögens erfreuen, ſind immerhin ſelten. Den meiſten genügt es, eine mit allem Komfort der Neuzeit ausgeſtattete Geſellſchaftsſeele zu beſitzen, und die müſſen Sie zur Vervollſtändigung Ihrer modernen Einrichtung noch unbedingt haben."

„Aber wie empfindet man modern? Können Sie mir darin nicht einige Privatſtunden geben?"

„Ah ſo! Einen Empfindungsunterricht, wie man einen Sprachunterricht nimmt? ... Wer weiß, ob es

nicht wirklich eines Tages dazu kommen wird! Inzwiſchen kann ich, wenn Sie mir ein etwas gewagtes Gleichnis geſtatten wollen, in einem Wort ſagen, wie man modern empfindet."

„Nämlich —?"

„Um die Ecke!"

„Wie denn?"

„Sie müſſen immer um die Ecke empfinden, wenn Sie modern ſein wollen. Die Herzen, die geradeaus fühlen, ſind überlebt. Die geſunde Weisheit der geraden Linien iſt eine großväterliche Reminiscenz geworden. Aber wenn Sie Ihre Seele gewöhnen, an allem Selbſtverſtändlichen immer vorbeizuempfinden, in der abenteuerlichſten Kurve, dann werden Sie mit der Zeit jene verbogenen Gefühle zu ſtande bringen, die man eben modern nennt."

„Zum Beiſpiel?"

„Was denn? Beiſpiele verlangen Sie auch noch? Ja, da müßte ich Ihnen mit einem ganzen Kompendium der Seelenkunde aufwarten und ein Buch in drei Bänden reden. Wenn man alſo zum Beiſpiel die Sünden verzeiht und die Tugenden bewundert, ſo iſt man altmodiſch, — aber wenn man die Sünden bewundert und die Tugenden verzeiht, ſo iſt man modern. Wenn man im Leben immer dem Widerlichen ausweicht und die Freude ſucht, das iſt vieux jeu. Aber wenn man der Freude aus-

weicht und das Widrige sucht, so ist man modern. Wenn man erst zu bewundern beginnt, nachdem man verstanden hat, so besitzt man eine schwerfällige Seele von ehedem. Wenn man aber vor dem Unverstandenen jauchzt und vor dem Geheimnis in die Kniee sinkt, so hat die moderne Seele ihre feinste Blüte getrieben. Wenn man das helle ehrliche Tageslicht liebt und die blühende Kraft und den Duft frischer Blumen, so ist man ein alter Herr, der eigentlich nur aus Versehen in unser Jahrhundert hineingeraten ist. Aber wenn man in das schwimmende Zwielicht verliebt ist und in erschöpfte Gewitter und in die vermodernde Welkheit und in jedes irre flackernde Halbleben, so darf man sich für einen der Heutigsten von den Heutigen halten!"

„Und eine wie lange Dauer glauben Sie dieser Seelenmode versprechen zu können?"

„Ja, meine Gnädige, wenn ich nach der Dauer dieser Zeitrichtung gefragt werde, so muß ich immer an das Wort jener übermütigen Französin denken, der man die Entstehung des Homunculus in der Retorte zu erklären suchte. Sie hörte lange und geduldig die wissenschaftlichen Erörterungen an und sagte dann achselzuckend: „Ich glaube doch, daß man immer wieder zum alten System zurückkehren wird!" Und das glaube ich auch auf diesem Gebiet, wenn anders das Wort Friedrich Hebbels bestehen bleibt,

daß die Mode immer nur so lange vorwärts rennt, bis sie nicht mehr weiter kann und wieder zurück muß. Inzwischen aber versprechen Sie mir unbedingt —"

„Mir eine moderne Seele anzuschaffen. Jawohl, ich verspreche es Ihnen."

Und damit reichte sie mir die Hand zum Abschied. Auf dem Heimweg sah ich das Buch noch im Schaufenster liegen. Der himbeerrote Umschlag prahlte mir wieder entgegen, und jetzt erst bemerkte ich, daß dieses Buch, obwohl es soeben erst erschienen war und von einem unbekannten Verfasser herührte, bereits die Bezeichnung „zweite Auflage" trug ... Es ist merkwürdig, wie viele Bücher es im neuen Deutschland giebt, die niemals eine erste Auflage erleben! ... Auch das ist modern.

Nach Abschaffung der Zensur

Mein lieber Doktor Friedrich Dernburg! Ich sage Ihnen meinen besten Dank für die Ueberreichung der Petition um Abschaffung der Theaterzensur, mit welcher der „Goethe-Bund" nach einem langen gesegneten Sommerschlaf wieder ein Zeichen seiner frischen Kampflust gegeben hat. Wie sehr ich mit jedem Satz übereinstimme, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, denn Sie wissen, daß ich lange genug die Segnungen der polizeilichen Zensur sowohl als Bühnenleiter wie als Schriftsteller am eignen Leibe habe erfahren müssen. Aber wenn Sie mich fragen, was ich mir von der Abschaffung des polizeilichen Rotstifts verspreche, so steigt zwischen den Zeilen des Dokuments, das Sie mir überreichen, ein wunderliches Phantasiebild neckend vor mir auf. Mir ist es, als wenn mir plötzlich ein Tiresiasblick in die Zukunft gegönnt wäre, und was ich geschaut habe, es sei Ihnen nicht verschwiegen.

Es war also endlich das Ziel erreicht worden, um das alle freimütigen deutschen Schriftsteller seit Jahren unermüdlich gehadert und gerungen hatten. Der Weimarer Beschluß des Goethe-Bundes, der die polizeiliche Theaterzensur mit flammenden Worten als „eine unwürdige Bevormundung des deutschen Volkes“ und „eine demütigende Beeinträchtigung des freien Dichterwortes“ mit Recht gebrandmarkt hatte, war nicht ohne die kräftigste Nachwirkung geblieben. Die Petition des Bundes an den Reichstag hatte mit ihrer vorsichtigen Schärfe und ihrer zurückhaltenden Beredsamkeit die beste Wirkung geübt. Nach einer erhitzten Debatte war die Abschaffung der polizeilichen Zensur beschlossen worden, und die Herren am Bundesratstisch hatten nach einem kurzen, schämigen Sträuben ihre Zustimmung erteilt. Nun herrschte unter den deutschen Bühnenschriftstellern eitel Freude und Zuversicht. Man sah schon athenienſische Zustände aufblühen. Unsre zahlreichen Aristophanesse, die uns bisher versichert hatten, daß sie lediglich durch die mangelnde Freiheit des Worts an der Vollendung unsterblicher Komödien behindert wurden, brauchten jetzt nur noch eine Kleinigkeit zu thun ... nämlich ihre verheißenen Meisterwerke zu schreiben, um eine neue Blütezeit der dramatischen Satire erstehen zu lassen. Kein Dichter war fortan vor die lächerliche Notwendigkeit gestellt, seine Gedanken erst

polizeilich abstempeln zu lassen. Der Revierleutnant war nicht mehr der berufene Vermittler zwischen Kunst und Staatswesen. Keinem Schriftsteller konnte im voraus sein Wort gleichsam schon im Munde gefangen genommen werden. Die eleganten Versammlungen in den Theatersälen waren allen andern Versammlungen gesetzlich gleichgestellt; nur ein erwiesener Verstoß gegen die Strafgesetze konnte durch ein gerichtliches Urteil geahndet werden . . . und der überwachende Polizeileutnant, der mit amtlich vorgeschriebener Feinhörigkeit jeder Vorstellung zu folgen hatte, war sogar so weltmännisch rücksichtsvoll, daß er seinen Platz nicht unmittelbar neben dem Souffleurkasten beanspruchte, sondern sich mit einem Vordersitz in der ersten Orchesterloge begnügte.

Um diese Zeit geschah es, daß im Residenztheater ein neuer französischer Schwank aufgeführt wurde, mit dem Titel „Die roten Hosen". Der Mittelpunkt der Novität war eine jener Entkleidungsscenen, die an dieser Bühne seit Jahren zur Tradition des Hauses geworden sind — denn man hält hier an der Annahme fest, daß die Vorschrift „Man bittet, die Kleider in der Anstalt zu ordnen" sich auf eine Kunstanstalt nicht beziehen soll. Diesmal glaubte man mit gutem Grund, einen besonders starken Erfolg hoffen zu dürfen. Bekanntlich hängen die Erfolge des Residenztheaters seit vielen Jahren

nur von den Hosen des Herrn Richard Alexander ab. Trägt er zu kurze Hosen, wie in den Soldatenscenen der „Madame Tourbillion“, so ist der Jubel groß; trägt er zu lange Hosen, wie in der Fluchtscene von „Busch und Reichenbach“, so ist der Jubel noch größer; aber trägt er gar keine Hosen, wie in „Fernands Ehekontrakt“, so ist der Jubel endlos. Mit scharfsinniger Erwägung dieser Thatsache war in dem Schwank „Die roten Hosen“ die Hauptscene darauf angelegt, daß ein von Herrn Alexander dargestellter französischer Offizier von dem betrogenen Ehemann, der ihm nachsetzt, lediglich an seinen roten Hosen erkannt werden kann, und daß er deshalb auf offener Scene mit einem Freunde die Beinkleider tauschen muß. Das Stück war bis zu diesem wunderbaren Auftritt bereits zur Darstellung gekommen, und schon hatte Herr Alexander begonnen, seinen Gurt zu lösen, als plötzlich der Polizeileutnant in der ersten Orchesterloge sich aufrichtete, sein Haupt mit dem Helm bedeckte und mit tönender Stimme in das Publikum hinausrief: „Ich erkläre hierdurch auf Grund des § 184 des deutschen Strafgesetzbuches die Versammlung für geschlossen und ersuche die Anwesenden, den Saal ruhig zu leeren!“

Der Schreck des Herrn Direktor Lautenburg über dieses Ereignis wurde nur noch übertroffen, als er nach einigen Tagen die Vorladung vor den Unter-

ſuchungsrichter empfing, um ſich wegen der Verbreitung unſittlicher Schriften zu verantworten. Von dieſem Augenblicke an hatte der bedauernswerte Bühnenleiter keine ruhige Stunde mehr. Er ſah ſich im Geiſte ſchon hinter Schloß und Riegel. Er träumte nur noch von Strickleitern und Feilen. Und nur der Rat ſeines Rechtsfreundes, ſeine Aufregung zu bemeiſtern, weil er ſonſt als fluchtverdächtig gelten könnte, gab ihm die Ruhe wieder. Sein einziges Beſtreben war jetzt, ſich durch offenkundige ſittliche Umkehr wenigſtens mildernde Umſtände zu ſichern, und er ging ſogar ſo weit, Nuſcha Butze zu einer Darſtellung ihres ganzen Familienrepertoires auf ſeiner Bühne einzuladen. Um dieſe Zeit erhielt ein Schwankdichter ein dem Reſidenztheater eingereichtes Stück vom Direktor mit dem Bemerken zurück:

„Für mein Theater zu unſittlich, lieber Herr.“

„Ja, wieſo denn?“

„Im zweiten Akt Ihres Stücks wird ja ein junges Mädchen von einem jungen Manne geküßt.“

„Aber im dritten Akt heiratet er ſie ja doch!“

„Dann darf er ſie auf meiner Bühne erſt im vierten Akt küſſen! Anders geſtatte ich es nicht mehr — mein Ehrenwort.“

„Aber früher, werter Direktor . . .?“

„Ja früher! Da hatte ich den Zenſor als Rückendeckung. Und wenn man mich hätte anklagen

wollen, so mußte der Polizeipräsident, der die Erlaubnis erteilt hatte, als Mitschuldiger neben mir auf der Anklagebank sitzen ... Jetzt bin ich mein eigner Polizeipräsident, und damit ist eine ganz andre Situation geschaffen ..."

Um die nämliche Zeit reichte Gerhart Hauptmann dem Deutschen Theater sein neues soziales Schauspiel ein „Die Dachdecker". Otto Brahm las es mit einer von Scene zu Scene wachsenden Besorgnis, und endlich legte er's in die Hände des Dichters mit dem Geständnis wieder zurück:

„Thut mir leid, aber das kann ich nicht wagen."

„Nicht wagen? Jetzt, wo keine Zensurbehörde uns auch nur den leisesten Strich mit dem Rotstift aufzwingen kann?"

„Eben deshalb! Ich würde mir eine Anklage wegen Aufreizung zum Klassenhaß zuziehen."

„Aber ich gehe ja nicht eine Linie weiter, als ich es in den ‚Webern' gethan habe!"

„Ja, aber bei den ‚Webern' hat das Oberverwaltungsgericht seine schützende Hand über uns gehalten. Da warst du ein behördlich legitimierter Freiheitskämpfer, — ein Rebell mit dem amtlichen Passierschein! Aber heute, wo ich die Verantwortung allein tragen soll? Es thut mir leid — ich riskiere es nicht ..."

Und nicht viel später geschah es, daß Otto

Neumann-Hofer freudestrahlend ein neues Manuskript von Hermann Sudermann erhielt. Doch schon bei der Lektüre des Personenverzeichnisses erbleichte er. Da war ja in der dritten Zeile zu lesen: ... „Hedda, seine Pflegetochter" ... und bange Ahnungen erfüllten die Seele des Direktors. Die Pflegetöchter haben, wie man weiß, bei Hermann Sudermann stets das Schicksal, am Schluß des dritten Aktes ihre Unschuld zu verlieren. So war es bei Klärchen in „Sodoms Ende". So war es bei Marikke im „Johannisfeuer". Aengstlich blätterte Neumann-Hofer das Manuskript auf, um den dritten Aktschluß im voraus zu lesen. Und richtig war es wieder so. Und abermals mußte der Vorhang in einem Augenblick fallen, in welchem er wirklich nicht mehr länger zurückgehalten werden konnte.

„Ich bin verzweifelt," erklärte der Direktor seinem Dichterfreund, „aber das Stück kann ich nicht auf die Bühne bringen."

„Wie denn? Obwohl der Zensor gegen die ähnlichen Scenen früher nie Einspruch erhoben hat?"

„Wahrscheinlich thät er's auch diesmal nicht, aber ohne sein deckendes Visum? ... § 184 über meinem Haupte, der Polizeileutnant in der ersten Orchesterloge ... Im Hintergrund der Scene der Schatten des Staatsanwalts ... Nein ..."

Und wiederum traten jetzt die einzelnen Zweig-

verbände des Goethe-Bundes in Weimar zu einer Beratung zuſammen, und unter dem wechſelnden Vorſitz von Georg Hirth (München) und Hermann Sudermann (Berlin) wurde nach langer Diskuſſion beſchloſſen, an den deutſchen Reichstag die folgende Petition zu richten:

„In dem Kleinmut der Bühnenleiter, die jetzt die Theaterzenſur allein ausüben, erblickt der Goethe-Bund eine unwürdige Bevormundung des Deutſchen Volkes und eine demütigende Beeinträchtigung des freien Dichterwortes und richtet an den Deutſchen Reichstag das dringende Erſuchen, zum Schutze der ſchriftſtelleriſchen Redefreiheit — die polizeiliche Theaterzenſur wieder einzuführen.“

Der Laie

Verehrter Meister Klimt! Ich habe nicht die Absicht, in die männermordende Schlacht mit einzutreten, die um Ihre beiden Deckengemälde „Die Philosophie“ und „Die Medizin“ entbrannt ist. Ich will mich Ihnen heute nur als der Advokat einer Menschengattung vorstellen, die bei dieser Gelegenheit mitten ins Kampfgetümmel gedrängt und mit den erbittertsten Angriffen bedroht wurde. Die vielgeschmähten Laien sind es, für die ich als freiwilliger Verteidiger das Wort ergreife.

Die wichtige Menschenspezies, welche man mit dem Sammelnamen „die Laien“ bezeichnet, führt im allgemeinen ein froh gesichertes Dasein, das sich friedsam und idyllisch hinter dem Rücken der Oeffentlichkeit abrollt. Denn wenn der Laie über Kunstwerke seinen Stimmzettel abgiebt, so geschieht es auf dem Wege des geheimen Wahlrechts, ohne jede

persönliche Verantwortung. Der Laie darf im mündlichen Gespräch jedes Kunstwerk loben, ohne daß man ihn der Kameradschaft zeiht. Er darf ungestüm tadeln, ohne daß man ihm schlimme Beweggründe nachsagt. Er darf zustimmen oder verwerfen, ohne in eine Polemik verwickelt zu werden. An seinem Stammtisch oder in der Kaminecke seines Rauchzimmers kann er vor einem Hörerkreis von guten Freunden kritische Richtersprüche fällen, gegen die es keine Berufung giebt — und im Gegensatz zu den vielen Kritikern aus Abneigung, die in den öffentlichen Blättern ihre Stimme hören lassen, ist der Laie ein Kritiker aus Neigung . . . der Amateurphotograph empfangener Eindrücke. In unerreichbarer Selbstsicherheit thront er über dem bewegten Chorus der Schaffenden.

Aber diese behagliche Ausnahmestellung ist ihm jetzt leidenschaftlich bestritten worden. Es geht dem Laien an den Kragen! Und die Vielheit von Laien, die man das Publikum nennt, ist in ihrer Machtfülle schwer bedroht. Im allgemeinen pflegen nur jene Künstler das Publikum zu schmähen, die — keins finden können. Ueber die große Menge schelten am lautesten die Verschmähten, die nur eine recht kleine Menge anzuziehen vermocht haben. Aber gegenwärtig haben auch ernsthafte und ehrliche Künstler gegen das Laienpublikum sich rebellisch er-

hoben. In Wien ist die Bewegung aufgeflammt, aber auch in unsre Berliner Künstlerkreise ist sie übergesprungen. Weil einige parlamentarische Heißsporne in Oesterreich den abgeschmackten Einfall hatten, auf dem Wege der Abstimmung den Wert eines Kunstwerkes feststellen zu wollen, ist von Wiener Künstlern allen Ernstes die Frage aufgerollt worden, ob der Laie denn überhaupt die Berechtigung hat, über Kunstwerke eine Meinung zu äußern? In erhitzter Hyperbel hat man die Frage verneint; man hat das kritische Stimmrecht auf den engsten Kreis der Fachmänner zu beschränken versucht, und wenn man auch in weiser Mäßigung nicht so weit gegangen ist, die vollständige Abschaffung des Publikums zu beantragen, so hat man doch die Entmündigung des Laien und die Aufhebung seiner kritischen Redefreiheit in die ernsthafteste Erwägung gezogen. Ja, Sie selbst, verehrter Meister, der Schöpfer des umstrittenen Bildes, der sich gewiß nicht ohne befriedigte Selbstliebe so in den Mittelpunkt des öffentlichen Haders gerückt sieht, haben das Kraftwort für angemessen erachtet, daß „Fabrikanten, Bauern, Greisler und Professoren Ihre Bilder nicht zu beurteilen haben . . .“ Und so wird das Laienpublikum, so oft verhätschelt, so gern umworben, plötzlich in einem hoffärtigen Wort zu einem Gemengsel von Ackerbürgern und Gemischtwarenhändlern degradiert.

Ich habe in Berliner und Wiener Künstlerkreisen Umfrage gehalten, wie sich nach der Meinung der führenden Meister nunmehr die Rechte und Pflichten des Laien darstellen? Und was ich erkundet habe, ist ungefähr das Folgende: Der Laie darf auch in Zukunft selbst sezessionistische Kunstausstellungen besuchen, wenn er das Eintrittsgeld bezahlt, und dann heißt er ein Kunstfreund. Der Laie darf auch von jedem ausgestellten Bilde entzückt sein, und dann heißt er ein Kenner. Es ist ihm unbenommen, vermögenden Freunden den Ankauf dieses oder jenes Bildes provisionsfrei zu empfehlen — und dann heißt er ein warmherziger Gönner. Er darf endlich selbst die schlechtesten Bilder aus dem Sezessionshaus mit seinem eignen Gelde käuflich erwerben, wenn er reich und geschmacklos genug ist, und dann heißt er ein Mäcen. Nur seine Mißbilligung darf er über kein Gemälde aussprechen — denn dann heißt er wieder Laie ... schlechtweg Laie. Er wird mit dem Verlust der ästhetischen Ehrenrechte bestraft und der allgemeinen Verachtung überliefert. Jedoch gelten alle diese drakonischen Strafbestimmungen nur für die Laien von heute, die als große Masse überlegen belächelt werden. Die Laien von morgen dagegen heißen die Nachwelt und haben jeden Künstlerruhm endgültig zu werten.

Fachmannsurteil und Laienurteil ... wie oft

und wie unverständig sind diese beiden Potenzen einander gegenübergestellt worden! Und wie übel steht es gerade dem bildenden Künstler, der mit der volkstümlichen Gewalt von Form und Farbe sich an die Augen von uns allen wendet, zu Gesicht, wenn er mit abwehrender Handbewegung die großen Scharen der Ungeschulten von seinen Werken fernhalten möchte! Max Nordau warf bei diesem Anlaß mit Recht in einer scharfsinnigen Betrachtung die Frage auf, wer denn überhaupt in Kunstfragen als Fachmann würde gelten dürfen. „Soll etwa der ausübende Künstler der Fachmann sein? Er ist es nicht notwendigerweise. Man kann auch als zünftiger Maler ein erbärmlicher Pfuscher sein und gegen den guten Geschmack so freche Sünden begehen, daß jeder ‚Nichtfachmann' sie auf den ersten Blick erkennen und darüber entrüstet sein muß. Oder ist der Kritiker der Fachmann? Das zu behaupten wäre ein guter Scherz. Ungefähr jeder von einem Berufskritiker geschriebenen Beurteilung eines Künstlers kann man eine andre Beurteilung, gleichfalls von einem Berufskritiker, entgegenhalten, die genau das Entgegengesetzte besagt. Welcher der beiden Kritiker ist der Fachmann? Welcher von beiden darf fordern, daß man sich vor seinem Urteil beuge, weil er gewohnheitsmäßig über Kunstwerke öffentlich Redensarten macht? . . . Selbst Professoren der

Kunstgeschichte, selbst Museumsleiter sind nicht schon ihres Amtes wegen Fachmänner in dem Sinne, daß sie tieferes Kunstverständnis besitzen. Man kann in Archiven die schönsten Entdeckungen zum Leben Lionardos machen und kein einziges seiner Bilder wirklich empfinden. Und was Museumsvorsteher angeht, so könnte man die drolligsten Anekdoten über ihre Fehlbarkeit anführen und ihnen einfache Liebhaber gegenüberstellen, die herrliche Privatgalerien vereinigt haben."

In der That leuchtet es ein, daß die Fähigkeit, künstlerische Eindrücke zu empfangen und in Worte zu formen — und das nennt man ja urteilen — nicht an eine pedantische schulmäßige Vorbildung geknüpft sein muß. Ueber Einzelheiten der Technik, über das feinste Geäder einer Komposition, über das tiefste Geheimleben eines Kunstwerks mag uns der Kenner unterrichten, der die Geschichte der Kunst und ihre Gesetze zum Gegenstand eines planvollen Studiums gemacht hat. Aber wer im übrigen von der Natur einen gesunden ästhetischen Tastsinn mitbekommen hat; wer sich an Formen und Farben ehrlich erfreuen kann; wer es sein eigen nennt, „das offene Auge, das entsiegelte", durch das die Kunstwerke ihren Eingang in das Seelenleben finden; wem die Betrachtung eines Gemäldes oder eines plastischen Werkes plötzlich eine bisher gebundene Stimmung flüssig werden läßt — er soll und darf

uns seine Eindrücke freimütig mitteilen und sein Ja oder Nein in die Wagschale werfen, ob er nun in seinem bürgerlichen Beruf ein Ingenieur, ein Anwalt, ein Politiker, ein Lehrer der Heilkunde oder auch nur ein Bankdirektor ist. Der Schuster des Apelles und die Köchin Molières hatten vielleicht ein geschärfteres Kunstverständnis als so mancher zünftige Kritiker. Und sagen wir es doch einmal ehrlich unter vier Augen! Wenn für das Aussprechen von Urteilen ein Befähigungsnachweis erforderlich wäre, so würde neben manchem Laien auch mancher Fachkritiker verstummen müssen, und es bliebe schließlich nur die unerfreuliche Definition übrig: Wer schiefe Urteile über Kunstwerke unentgeltlich vorbringt, ist ein Laie! Wer Honorar dafür empfängt, ist ein Fachmann! ...

Aus dem Zusammenklang vieler Laienurteile ergiebt sich das, was man den Tagesgeschmack nennt. Ohne Zweifel darf für die Schaffenden dieses Majoritätsvotum nicht richtunggebend sein. Mancher echte und stolze Künstler hat dem Tage zum Trotz geschaffen. Steifnackig und selbstgewiß ist er seine eignen Wege gegangen, und jeder seiner Schritte hat breite Furchen in die Kunstgeschichte gezogen, bis endlich späte Erkenntnis ihm den Ruhm zuerkannt hat, den ihm die Zeitgenossen verweigern wollten. Die hadernden Künstler in Wien haben

dieſes Beiſpiel herangezogen, um das Laienurteil vollends zu entwerten — und weil ſelbſt ein Arnold Böcklin ſich eine Zeitlang für einen Verkannten halten durfte, wird jetzt jedem Verkannten der Freibrief erteilt, ſich für einen Arnold Böcklin zu halten. Aber dieſe Beweisführung iſt ſo hohl und brüchig, daß ſie kaum einer Widerlegung bedarf. Denn thatſächlich iſt es, wie jedermann weiß, nicht der Unverſtand der Laien, ſondern die Verzopftheit der Fachmänner, die ſich dem neuen und eigenfarbigen Künſtler am hartnäckigſten in den Weg ſtellt. Und wenn in ſpäten Tagen endlich die Reviſion des erſten Urteils durchgefochten wird, ſo iſt es wieder nicht das Verdienſt der Fachmänner, das eine ſo erfreuliche Wendung herbeiführt, ſondern zugleich auch eine Bewegung aus der Mitte des Laienpublikums heraus, das die Verurteilung von geſtern durch die beſſere Einſicht von heute umſtürzt. Es erneuert ſich dann immer wieder die alte Fabel vom Probierſtein, die Schopenhauer in mittelmäßige Verſe gebracht hat. In einem Land wurden viele Barren Gold beiſeite geworfen, weil der Prüfſtein ſie als unechte hatte erſcheinen laſſen. Erſt nach langer Zeit ſtellte es ſich heraus, daß nicht das Gold unecht war, ſondern der Probierſtein: „Hervorgeſucht kam jetzt das Gold zu Ehren — nur echter Stein kann echtes Gold bewähren!“

Und das gilt sicher ebenso von den kritischen Probiersteinen der Fachmänner wie von den rein impressionistischen Urteilen der Laien. Auch das ist ein Beweis für die immanente Gerechtigkeit im Weltlauf, daß die Zeit in ihrer sichtenden Kraft alle Laienurteile wieder und immer wieder wie durch ein unsichtbares Sieb schüttet, bis ein letzter Rest bleibt, der für ein paar Jahrhunderte als Wahrheit bestehen bleibt.

Und darum, mein verehrter Wiener Meister, sollten Sie und Ihre ungestümen Genossen nicht gar so geringschätzig von den „Fabrikanten, Bauern, Greislern und Professoren" sprechen, aus denen sich das Publikum zusammensetzt. Wir leben in der demokratischen Zeit des allgemeinen Wahlrechts. Ein Plebiscit von Laien bestimmt die Geschicke der Staaten. Warum sollte es nicht auch den Ruhm eines Künstlers prägen? Und kein hochmütiger Widerstand wird es hindern können, daß vielleicht gerade die Laien endlich das Fazit Ihres Schauens und Schaffens den kommenden Geschlechtern in einem Summenwort überliefern, das einst im Gedächtnis der Nachwelt haften bleibt.

Das litterariſche Brettl

Verehrte gnädige Frau! Aus Ihrem ländlichen Winkel ſenden Sie mir heute einen Brief, der mich halb beluſtigt und halb gerührt hat — denn er iſt von Ihrer ganzen weiblichen Neugier durchzittert und von allen Qualen des Wiſſensdranges erfüllt. Sie haben in den Blättern vielerlei appetitreizende Mitteilungen über das litterariſche Brettl, über „das bunte Theater“ geleſen, das ein kecker Neuerer ins Leben gerufen hat, und Sie wiſſen aus den Zeitungen, daß es ſich da um einen Verſuch handelt, die hohlen Reizungen der Spezialitätenbühnen ſchriftſtelleriſch zu veredeln und zu durchgeiſtigen. Aber Sie bekennen mir mit rührender Ehrlichkeit, daß Sie beim beſten Willen von dieſen Beſtrebungen ſich kein klares Bild machen können, obwohl Sie es an gewiſſenhaften Vorſtudien nicht haben fehlen laſſen. Wenn Sie von Ihrem verſchneiten Landgut im Dezember nach Berlin getrieben

wurden, um die Weihnachtseinkäufe zu besorgen, so haben Sie niemals versäumt, das gefeiertste aller hiesigen Kunstinstitute aufzusuchen und einen Abend im „Wintergarten" zuzubringen. Sie haben alle Wunder der Dressur und Gymnastik angestaunt, die Ihnen im Laufe einiger inhaltsschwerer Stunden geboten wurden. Sie haben die menschlichen Sonderbarkeiten mit schuldiger Ehrfurcht begrüßt, die hier aus aller Herren Ländern herbeigeholt werden. Sie haben den Mann gesehen, der mit dem Bauche redet, auf den Händen geht und mit den Füßen greift. Sie haben alle taschenspielerischen Trucs von erfindungsreichen Gauklern bewundert — aber wie das bunte Vielerlei eines Wintergartenprogramms ins Litterarische übersetzt werden soll . . . dieses Rätsels Lösung erbitten Sie mit nervösem Eifer von einem, den Sie irrtümlich für einen Wissenden halten . . .

Nein, meine liebe Gnädige! Ich bin mir über das litterarische Brettl genau so unklar, als wenn ich der Begründer des Unternehmens wäre. Ich habe freilich von den Pariser Cabarets gehört, die das Urbild der neuen Schöpfung bilden sollen, und ich weiß auch, daß jede Mode, die in Paris altersschwach geworden ist, in Deutschland bald als Originaleinfall wieder ans Licht tritt. Aber der dichterisch vertiefte Tingeltangel . . . das durchgeistigte Brettl . . . die litterarisch gewordene Excentrik-

produktion ... es geht mir wie Ihnen. Ich kann mir nichts dabei denken, obwohl ich den Vorstellungen mehrfach beigewohnt habe. Es bleibt die einzige Möglichkeit übrig, daß vielleicht diesem schüchternen Anfang erst das wahre litterarische Brettl folgen wird, und daß sich dann das Programm wirklich so zusammensetzen wird, wie es mir von einem allerdings nicht ganz glaubwürdigen Freunde berichtet wird.

Die Eröffnung des Abends bildet der „Sezessionsmarsch", der als eine Art von Katzenmusik für die alte Kunst und den ästhetischen Geschmack gedacht ist. Es ist auf Noten gezogene neue Richtung. Ein Marsch, der jedem unmittelbar in die Beine fährt — denn wer auch nur die ersten Takte hört, empfindet sofort das Bedürfnis, sich zu entfernen.

Es folgen einige verblüffende Leistungen aus dem Gebiet der sprachlichen Gymnastik. Georg Stolzenberg und Arno Holz zeigen sich in ihren unvergleichlichen Produktionen auf dem gestreckten Verse. Die Zeilen ohne Reim und Rhythmus, die sie für Gedichte ausgeben, werden im Publikum als litterarische Vexierbilder herumgereicht mit der neckenden Rätselfrage: „Wo ist die Poesie?" Wer das erste Rätsel gelöst hat, erhält an der Kasse Arthur Momberts Gedichte ausgehändigt; wer das zweite gelöst hat, darf sie wieder zurückgeben.

Die naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten und Monstrositäten, die uns im Wintergarten erfreuen, werden natürlich auch auf dem litterarischen Brettl nicht fehlen. Als Seitenstück zu dem jüngst in Brüssel aufgetretenen Künstler, der ohne Hände seine Bilder malt, wird ein Kunstkritiker vorgeführt werden, der ohne Auge die Bilder beurteilt. Auch der Schriftsteller, der ohne Kopf dichtet — der Musiker, der ohne Melodie Opern schreibt, und der Privatdozent, der ohne Rückgrat Professor wird, sollen auf unserm bunten Theater in die Erscheinung treten.

Die Stelle des Gauklers, der alle Ketten und Handschellen löst, wird ein Berliner Premièrenstammgast vertreten — auch er ein Mann, der durch nichts gefesselt werden kann. Seine Leistungen werden eigenartig und unterhaltend sein. Man ruft ihm aus dem Publikum nur den Titel eines noch nicht aufgeführten Stückes zu, und sofort antwortet er: „Schon faul!“ Man liest ihm eine artige Lustspielscene vor, die mit witzigen Pointen gewürzt ist — und er macht ein Gesicht, als wenn er mit Holzessig angespritzt wird. Man läßt ihm eine erschütternde Tragödienscene vorlesen, und er bricht in ein höhnisches Lachen aus. Man giebt es endlich auf, ihn für Heiterkeit und Ernst zu gewinnen, und nennt ihm nur eine Reihe gefeierter Schriftstellernamen, und sofort tadelt er um sich wie ein Rasender. Nach

seinem Abgang ist die Bühne mit zerstampften Erfolgen und zerrissenen Stücken bedeckt und bietet einen überaus malerischen Anblick.

Auch der „Konzertsymbolist", der vor den Augen des Publikums mit der Geschwindigkeit des Konzertmalers seine Künste übt, wird als eine Spezialität des Brettls ein lebhaftes Interesse erwecken. Man ruft ihm aus der Mitte des Publikums einige völlig klare und durchsichtige Handlungsmotive zu, und ohne jeden Apparat knetet er diese Motive so lange durcheinander, bis ein Gedicht oder eine Erzählung von vollendeter Unverständlichkeit daraus geworden ist. Die Nummer verspricht ein sehr hübsches Gesellschaftsspiel für litterarische Vereinigungen zu werden und ist als Uebungsaufgabe für junge dichterische Sezessionisten besonders empfehlenswert.

Natürlich wird auf dem litterarischen Brettl auch das G'stanzl nicht vermißt werden. Nur müßte an Stelle der beliebten „Stumpfsinnschnadahüpfel" der litterarische Jodler treten, und vielleicht hören wir dann neben giftlosen Spottversen auch manches annehmbare und ehrliche Bekenntnis. Zum Exempel: „Nur der ist ein echter, moderner Poet, der andre nicht mag und sich selbst nicht versteht! Holdrio!" ... Oder: „Der Hartleben ist doch der beste Kumpan, der nur schreibt, was er muß, aber trinkt, was er kann. Holdrio!" ... Oder: „Schreibt einer ein

Luſtſpiel, das jeden ergrimmt, ſo nennt er's Komödie, und die Rechnung, ſie ſtimmt. Holdrio!" ... Oder: „Wer den Heymel nicht liebt und den Dehmel nicht ehrt, der iſt nicht den Bahr und den Altenberg wert. Holdrio!" ... Sie ſehen, meine Liebe, an Stoff wird's nicht fehlen ...

Aber vielleicht iſt, im Ernſt geſprochen, gerade dieſes Gebiet das einzige, auf dem ſich das litterariſche Brettl mit wirklichem Nutzen bewähren könnte. So viel die Neuen und Neueſten auch ſeit einem Jahrzehnt gedichtet und getrachtet haben, es iſt ihnen noch nicht geglückt, auch nur einen einzigen Vers auf die Lippen des Volkes zu legen und uns auch nur einen einzigen Reim unverlierbar ins Gedächtnis zu kerben. Wenn ſich jetzt auf dem Brettl die Dichtung mit der Muſik verſchwiſtert, ſo gelingt es vielleicht doch endlich dieſem oder jenem, in die Maſſe zu bringen. Und wenn es auch nur ein übermütiger Kehrreim, ein epigrammatiſcher Gaſſenhauer, ein einziges melodiſches Reimpaar wäre, das von hier aus den Weg ins Volk findet, und unſern poetiſchen Hausſchatz um einen lyriſchen Nachklang oder um ein luſtiges Gezwitſcher vermehrt, ſo werden wir beide, meine liebe gnädige Frau, die erſten ſein, die dem litterariſchen Brettl redlichen Beifall zollen.

Aus Doktor Roerens Briefmappe

Hochverehrter Herr Reichstagsabgeordneter!

In der schwersten Gewissensnot wende ich mich schutzflehend an Ihre Menschenliebe und bitte Sie, mir Ihren Beistand nicht zu versagen. Erlauben Sie mir vor allem, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Anton Antony. Ich bin Schauspieler, und zwar — erschrecken Sie nicht — Charakterdarsteller. Mein Beruf zwang mich bis heute zur künstlerischen Veranschaulichung von argen Sündern und Bösewichtern, und mit Beschämung muß ich bekennen, daß ich mich gewissermaßen nur von Konflikten mit der sittlichen Weltordnung ernähre. Die Photographien meiner berühmtesten Rollen würden sich vereinigt zu einem Verbrecheralbum zusammenfügen. Wie oft habe ich als Richard der Dritte das Sittlichkeitsgefühl in höchstem Maße empören müssen und als Gianettino Doria die Schamhaftigkeit gröblich

verletzt, wenn ich auf Verlangen des Dichters der Tochter eines ergrauten Republikaners Gewalt anthun mußte! Erlassen Sie mir die Aufzählung aller der andern entsetzlichen Thaten, die ich auf dem Gewissen habe, und für die ich nicht einmal den mildernden Umstand der Reue und der sittlichen Umkehr anführen kann — denn ich bin mit jeder meiner Sünden so oft rückfällig geworden, wie es die Kassenrapporte nur irgend gestatten wollten. Nach der Einführung des edlen Gesetzes, das Sie dem deutschen Volke schenken wollten, vermag ich nicht einzusehen, wie ich meinen Beruf noch ferner ausüben kann, ohne mit dem Strafrichter in Konflikt zu geraten, und bitte Sie deshalb schon jetzt, mir eine andre ausgiebige Brotstelle nachzuweisen. Vielleicht können Sie einen gewandten Vorleser gebrauchen? Ich bin bereit, diese Stellung anzunehmen, selbst wenn ich täglich nur Ihre Lieblingslektüre — die Kriegsrufe der „Heilsarmee" vorlesen dürfte. Meine Ansprüche sind übrigens die bescheidensten von der Welt. Drei Monate Winterurlaub, vier Monate Sommerurlaub, 15 000 Mark Gage und 2000 Mark Garderobenzuschuß genügen mir vollkommen.

Verehrungsvoll

Anton Antony.

* * *

Rohrpostbrief.

Sehr geehrter Herr!

Ich schreibe Ihnen diese Rohrpostzeilen zwei Stunden vor Beginn der heutigen Vorstellung im königlichen Schauspielhause und bitte Sie, mir durch Stadttelegramm Ihre Gegenäußerung zukommen zu lassen, da die Zeit drängt. Ich habe nämlich heute Abend den Mephisto zu spielen und sitze in diesem Augenblick an meinem Schreibtisch, um mich für den Abend vorzubereiten. Zu meiner rechten Hand liegt die ausgeschriebene Rolle und zu meiner linken Hand in sauberer goldumrahmter Abschrift der § 184b des Gesetzes, das zur Reinigung der Bühne von Ihnen befürwortet wurde, und das fortan die Richtschnur meines künstlerischen Schaffens bilden wird. Es bedroht mit Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre den Schauspieler, welcher „in öffentlichen theatralischen Vorstellungen durch die Art seines Vortrages oder Auftretens das Schamgefühl gröblich verletzt". Nun finde ich in meiner Rolle in der Scene, die in der Hexenküche spielt, hinter den Worten „Sieh her, das ist das Wappen, das ich führe!" in Parenthese die Vorschrift des Dichters: („Er macht eine unanständige Gebärde.") Ich frage Sie, sehr geehrter Herr Abgeordneter, ob eine unanständige Bewegung wirklich ausgeführt werden kann, ohne dem Schamgefühl

wehe zu thun? Seit einer Stunde mache ich vor dem Spiegel alle möglichen Versuche, mich unanständig und zugleich schamhaft zu gebärden, und ich habe das Problem noch nicht bewältigt. Ich bitte Sie deshalb, Ihren Einfluß auf Seine Excellenz den Herrn Grafen Hochberg dahin auszuüben, daß in dem „Faust"-Buch der königlichen Theater die Vorschrift Goethes geändert wird, und die angeführte Stelle in Zukunft lautet: („Er macht eine anständige Gebärde.")

Hochachtungsvoll

Dr. Max Pohl.

* * *

Mit einer vor Entrüstung fiebernden Hand, hochverehrter Herr Doktor, richte ich diese Zeilen an Sie, weil ich Sie als den berufensten Hüter der Kunstpflege in deutschen Landen betrachte und den Schutz meiner jungfräulichen Gefühle, die ich nunmehr dreiundfünfzig Jahre lang unversehrt erhalten habe, Ihrer Obhut anvertrauen will. Ich pflege profane Vergnügungsorte, wie es die Theater sind, fast vollständig zu vermeiden. Aber gestern habe ich eine Ausnahme machen müssen, weil ein gebieterischer Zwang vorlag. Ich hatte nämlich ein Freibillet bekommen! Und so ging ich denn in das königliche Schauspielhaus, ohne zu ahnen, was mir bevorstand.

Hochgeehrter Herr Doktor, welch ein Stück habe ich sehen müssen! Die Heldin ist eine junge Dame aus vornehmem Hause, die noch nicht einmal die gesetzliche Altersgrenze von achtzehn Jahren erreicht hat. Nach wenigen flüchtigen Begegnungen schenkt sie sofort den Liebesbeteuerungen eines adligen Müßiggängers Gehör und — mit tiefem Erröten schreibe ich es nieder — gewährt ihm ein nächtliches Stelldichein in ihrem Zimmer. Der Dichter wagt es, uns den Abschied des liebenden Paares beim Morgengrauen unmittelbar vor das Auge zu führen. Im leichten Nachtgewand sehen wir die junge Dame, obwohl sie den besten Kreisen angehört und jedenfalls eine tadellose Erziehung genossen hat, am Halse ihres Geliebten in sündigen Umarmungen . . . und ein Werk dieser Art wird an der königlichen Bühne zur Darstellung gebracht! Ich finde keine Worte, um meiner Entrüstung Ausdruck zu leihen, und würde sofort nach dieser Scene das Theater verlassen haben, wenn mich nicht die Erwartung zurückgehalten hätte, vielleicht in den folgenden Akten noch mehr Stoff zur Empörung zu finden. Der Titel des Stückes heißt übrigens „Romeo und Julia".

Hochachtungsvoll

Friederike Reif.

* * *

Telegramm.

Friederike Reif, Berlin. Bitte mir sofort drahtlich den Verfasser des von Ihnen erwähnten unsittlichen Stückes mitzuteilen, damit ich Strafantrag gegen ihn einreiche. Rückantwort bezahlt.

Roeren.

* * *

Rückantwort.

Verfasser leider so vorsichtig gewesen, zweihundertdreiundachtzig Jahre früher zu sterben, als bis sein Werk mit der verdienten Gefängnisstrafe geahndet werden konnte. Name ist William Shakespeare.

Friederike Reif.

* * *

Ein junger dramatischer Dichter, hochverehrter Herr Doktor, der die Absicht hat, seine Dichtungen in vollsten Einklang mit den bestehenden Gesetzen und mit den Mehrheitsbeschlüssen des Zentrums zu bringen, bittet Sie um Ihren entscheidenden Rat. Ursprünglich hatte ich die Absicht, ein modernes und realistisches Werk zu schreiben, aber da lese ich in dem Kommissionsbericht über die neuen Gesetzvorschläge, der für mich die Poetik des Aristoteles und die Technik des Dramas von Gustav Freytag vollständig ersetzt und verdrängt hat: „Was unter dem Namen

des Realismus und des Modernen geboten wird, kann über die Gefahren nicht hinwegtäuschen, welche der Sittlichkeit des Volkes drohen!“ Ich darf also keinesfalls modern sein und beschloß deshalb, mich der Klassizität anzuschließen. Aber da lese ich in Ihrer denkwürdigen Rede, die in den stenographischen Protokollen des deutschen Reichstages auf Seite 3946 verzeichnet ist, die sinntiefen Worte: „Sind Stücke da, die den Thatbestand des neuen Paragraphen erfüllen, dann ist es nicht anders als angebracht, daß solche Stücke verboten werden, mögen sie nun klassisch sein oder nicht.“ Also auch der Klassizismus bietet mir keinen Schutz vor Verfolgung. Bitte, bitte, werter Herr Doktor, teilen Sie mir nun freundlich mit, wie ich zu dichten habe. Romantisch, symbolisch, idealistisch, mystisch, anachronistisch? Ich bin zu jeder Richtung bereit und bitte nur, das nicht Gewünschte zu durchstreichen.

Hochachtungsvoll

Arnold Streber.

* * *

Hochgeehrter Herr!

Unerklärlich, daß in der schwebenden Frage nicht alter Militär, wie ich, um Rat gefragt worden ist. Chose wahrhaftig höchst einfach, wenn Litteraturdienst

einfach wie Militärdienst geregelt wird. Denke mir Sache folgendermaßen: Wer durchaus Dichter werden will, hat sich von litterarischer Kreisersatzkommission untersuchen zu lassen. Wird er tauglich befunden, hat er vorschriftsmäßig dreijährige Dichtzeit abzudienen. Nach Schluß dramatische Prüfungsarbeit abzulegen. Abschnitt aus brandenburgischer Geschichte in fünf- oder mehrfüßige Jamben zu verwandeln. Erhält sodann Zivilversorgungsschein als Dramatiker. Stoffe seiner Stücke werden ihm durch Litteraturkommando vierteljährlich mitgeteilt. Ist genügende Mannschaft vorhanden, bestimmt nächster Vorgesetzter, welcher Dichter du jour hat. Damit wäre endlich Poesie stubenrein und alter Racker von Pegasus militärfromm geworden. Bitte dringend im Reichstag zur Sprache zu bringen.

Hochachtungsvoll

Hauptmann Stramm.

Sylveſter-Orakel

Sie fragen viel auf einmal, gnädige Frau! Wie es im kommenden Jahr auf dem Gebiete des Theaters und der Litteratur ausſehen mag? ... Welcher alte Ruhm verbleichen, welcher neue Ruhm aufflimmern wird? ... Welche Schule die Herrſchaft an ſich reißen und den Geſchmack der Zeit nach ihren neuen Geſetzen maßregeln wird? ... Wer mag's vorausſagen! Aber am letzten Tage des Jahres ſpürt jeder einen zwingenden Prophetendrang in ſich. Aus dem Bowlendampf des Sylveſterabends ſteigen unklare Geſtalten hervor, die uns wie Vorboten der Kommenden erſcheinen, und auch durch ſcharfgeſchliffene Punſchgläſer glaubt man ſchließlich, in die Zukunft blicken zu können. Und ſo wag' ich denn heute einige Prophezeiungen, die vielleicht ſchneller in Erfüllung gehen, als uns allen lieb iſt ...

* * *

Dem Goethe-Bund und dem Tolstoj-Bund, die wir bereits besitzen, wird sich im kommenden Jahr ein Mäterlinck-Bund gesellen, der sich die schonungslose Bekämpfung alles Verständlichen auf der Bühne zur Aufgabe macht. Der Bund gründet ein neues Kunstinstitut mit dem Namen: „Das dunkle Theater." Die Stücke, die er aufführt, sind alle so geartet, daß man vor Worten den Sinn nicht sehen kann. Die Eröffnungsvorstellung findet bei festlich verdunkeltem Hause statt. Lesbar ist nur der Weihespruch über dem Bühnenportal: „Mag das Verständliche anderswo funkeln! Tief ins Unendliche führen die Dunkeln! Möge die käufliche Klugheit uns meistern — das Unbegreifliche soll uns begeistern."

* * *

Das Theaterleben des neuen Jahres wird keine besonderen Ueberraschungen bereiten. Es wird aller Voraussicht nach gerade wie das Theater des alten Jahres viele Schauspieler bringen, die gern einen Vorschuß haben, und viele Direktoren, die ihn ungern geben. Es wird uns viele Zuschauer bringen, die sich nach einem Dichter sehnen, aber noch mehr Dichter, die sich nach Zuschauern sehnen. Wir werden einige Theater haben, die keinen Autor finden können, aber noch mehr Autoren, die kein Theater finden können. Und in dem Kampf zwischen dem

alten und dem neuen Stil werden sich alle findigen Bühnendichter für den ältesten Stil entscheiden, weil es der einzige ist, der gegenwärtig den Reiz der Neuheit hat.

* * *

Als seltene Sehenswürdigkeit wird ein Schriftsteller gezeigt werden, dessen Arbeitszimmer noch in keiner illustrierten Wochenschrift abgebildet worden ist. Der sonderbare Herr soll dem Photographen, der ihn mit seinem Apparat heimsuchen wollte, geantwortet haben: „Ich wünsche, mein Arbeitszimmer durch nichts andres bekannt zu machen als durch meine Arbeiten." ... Man wird allgemein erstaunt sein, daß wir noch Zeitgenossen von so zurückgebliebenen Anschauungen unter uns haben.

* * *

Stephan George wird endlich mit den Gesetzen der Interpunktion, gegen die er sich bis heute in edlem Rebellengrimm aufgelehnt hat, seinen Frieden machen und den Käufern seiner Bücher alle Interpunktionszeichen unentgeltlich nachliefern, die er ihnen bis jetzt hartnäckig unterschlagen hat. Wenn er bisher nur Gedichte ohne Kommata herausgegeben hat, so wird er nunmehr einen Band Kommata ohne Gedichte herausgeben, und man behauptet sogar, daß es seine annehmbarste Veröffentlichung sein wird.

* * *

Den dramatischen Schriftstellern wird abermals eine Rundfrage übermittelt, um sie zu einer Auskunft über die Verwertung ihrer märchenhaften Tantièmen zu veranlassen. Volle Aufrichtigkeit aber bekundet nur ein bei seinen Kollegen besonders beliebter Bühnendichter, der auf die Frage: „Was machen Sie mit Ihren Tantièmen?“ die Antwort giebt: „Böses Blut.“

* * *

Richard M. Meyer wird fortan am Schlusse jedes Kalenderquartals regelmäßig die „Litteraturgeschichte des letzten Vierteljahres“ erscheinen lassen. Im Gegensatz zu wissenschaftlichen Historikern, die der Meinung sind, daß das werdende und fließende Leben der Gegenwart sich erst zu einer geschichtlichen Darstellung eignet, wenn es aus einer größeren Sehweite betrachtet werden kann, wird Richard M. Meyer nach wie vor auch den Dichter von gestern und vorgestern schon litterargeschichtlich beisetzen. Seine wissenschaftlichen Grundsätze wird er in dem Motto seines Werkes niederlegen: „Wenn man Tageskritiken in einer Zeitung erscheinen läßt, so sind es Tageskritiken; läßt man sie aber durch den Buchbinder zusammenkleben, so ist es eine Litteraturgeschichte.“

* * *

Gerhart Hauptmanns „Michael Kramer“ wird Schule machen, und jeder Poet, der uns über Tod und Leben gedankenvolle Worte zu ſagen hat, wird ſeine ſämtlichen philoſophiſchen Aphorismen einem dramatiſchen Helden in den Mund legen, der den ganzen Abend über nur „Lichtſtrahlen“ reden darf. An die Stelle der dramatiſchen Handlung tritt fortan die dramatiſche Abhandlung, und der Schauſaal, den man ehemals das Theater nannte, wird in Zukunft ehrlich ein Hörſaal genannt. Die Dichter habilitieren ſich hier als Privatdozenten der Lebensweisheit. Ob die Beſucher ſich vorher immatrikulieren laſſen müſſen, iſt noch zweifelhaft. Sicher iſt es dagegen, daß ihnen ſchwere Prüfungen nicht erſpart bleiben werden.

* * *

Eine neue Konferenzbühne wird in einem Hinterhaus auf dem Moritzplatz eröffnet. Sie bringt uns keinerlei Stücke, ſondern nur Vorträge über Stücke. Die erſte Hälfte des Abends wird mit der Erläuterung einer Dichtung ausgefüllt; in der zweiten Hälfte des Abends wird dann die Erläuterung erläutert.

* * *

Hugo v. Hoffmannsthal überraſcht ſeine Freunde durch eine neue Dichtung, die alle Vorzüge

ſeiner leuchtenden Sprache beſitzt, aber zum frohen Erſtaunen der Hörer noch überdies in ihren Abſichten klar wie Kryſtall iſt. Die Gemeinde der Symboliſten, die den Dichter bisher umdrängt hat, verſtößt ihn wegen plötzlich eingetretener Verſtändlichkeit aus ihrer Mitte. Dagegen verſöhnt er ſich feierlich mit Julius Bauer, der ihn einſt mit dem witzigen Worte getroffen hat, daß Hoffmannsthal von allen Malern beneidet wird, weil ſeine Bilder ſo — geſucht ſind . . .

* * *

Welche Ueberraſchungen wir ſonſt in dem neuen Jahre zu hoffen und zu befürchten haben — ein weiſerer Seher mag's ergründen. Gewiß iſt nur, daß der luſtige Krieg zwiſchen Zeitgeſchmack und Satire auch in dieſem Jahre noch nicht durch einen ewigen Frieden beendet werden wird, und daß unſre Poeten auch in Zukunft alle Schwächen, die ſie ſelbſt beſitzen, dem Satiriker übelnehmen werden, der ſie aufdeckt.

Trutzlieder

Ein Pereat

Von all den platt gewalzten Phrasen,
In die man hohle Weisheit faßt,
Bringt mich die eine stets zum Rasen
Und ist mir innerlichst verhaßt.
Wenn sie die „Duldsamkeit“ vergöttern
Als höchste Blüte des Verstands,
So möcht' ich in die Lüfte schmettern:
Ein Pereat der Toleranz!

Denn Dulden heißt: das Licht berauben.
Die Duldsamkeit ist der Verrat.
Sie balsamiert den Aberglauben.
Sie hemmt der Zukunft Segenssaat.

Sie wird zum Notſeil finſtrer Köpfe,
Zum Hort verjährter Obſervanz.
Sie iſt der Kitt für alte Zöpfe —
Ein Pereat der Toleranz!

Ach, müßt' man's nur nicht immer hören,
Das krumme doppelzüngige Wort:
„In ihrer Meinung andre ſtören,
Wir weiſen dieſe Lockung fort" . . .
Beim Gott des Zorns! Ihr ſollt ſie ſtören!
Sonſt blüht uns nie der Freiheit Kranz.
Und immer wieder laßt uns ſchwören:
Ein Pereat der Toleranz!

Die Wahrheit fordert unaufhaltſam
Ihr Recht, und ſei's durch Not und Tod.
Und lieber fördert ſie gewaltſam,
Als daß ihr duldend ſie bedroht!
Denn Duldung läßt den Irrtum altern,
Sie düngt das Feld des Unverſtands.
Und darum harft's von allen Pſaltern:
Ein Pereat der Toleranz!

Wie dicht ſich auch die Wolken ballten,
Das Licht zerfetzt den trüben Dunſt.
Der Frühling wird die Knoſpen ſpalten
Mit unduldſamer Schöpferkunſt.

Und wenn die Nebel all', die fahlen,
Zerwehn vor ſeinem frohen Glanz,
So leſe ich in ſeinen Strahlen:
Ein Pereat der Toleranz!

O käm' doch endlich kraftumkleidet
Ein kühner Held der rohen That,
Der mit dem Stahl des Schwertes ſchneidet
Der Wahrheit ihren breiten Pfad —
Der um die Erde ihr die Bahnen
Erzwingt mit Thaten, groß und ganz,
Und der es ſchreibt auf ſeine Fahnen:
Ein Pereat der Toleranz!

* * *

Das Ammenlied

Es giebt ein Lied, das alle leiern,
Die „innig", „ſinnig", „minnig" ſind —
Ein Lied, das mit gefärbten Schleiern
Des Lebens Scham und Gram umſpinnt.
Wir hören's ſäuſelnd um uns ſchwirren
Schon in der gläubigen Jugendzeit.
Von allen Fiedeln hört man's girren —
Das Loblied der Zufriedenheit.

Wie Mohnſaft tropft es auf uns nieder
Und gießt narkotiſch ſich ins Ohr.
Der Singſang müder Ammenlieder
Klingt ſanft und ſüßlich draus hervor.
Und mag ſich gärend in dir drängen
Die trotzige Luſt an Kampf und Streit,
So lullt dich ein mit Bethausklängen
Das Loblied der Zufriedenheit.

Und doch — wer hat den Erdenſöhnen
Von je die reichſte Kraft geweckt?
Wer hat wie mit Poſaunentönen
Den Drang nach Freiheit aufgeſchreckt?
Wer riß das Kleid von jeder Blöße?
Wer zeigte nackt der Menſchen Leid?
Die Mutter iſt es jeder Größe,
Die heilige Unzufriedenheit.

Sie reift der Menſchheit tiefſte Kräfte.
Sie iſt uns Stachel, iſt uns Sporn.
Und werden matt und träg' die Säfte,
Sie reißt die Zögernden nach vorn.
Sie ſtrömt uns heilſam in die Venen
Den Saft geſunder Bitterkeit.
Sie heizt das Blut und ſtrammt die Sehnen,
Die trotzige Unzufriedenheit.

Drum wollt ihr Freude ſchon hienieden,
So hebt empor den ſtumpfen Blick!
Seid nicht ſo jämmerlich zufrieden
Mit eurem kargen Teil am Glück!
Und hängt ſie auf, die Scheinpoeten,
Die euch entwöhnt, in Leid und Streit
Es mit der Wurzel auszujäten —
Das Schlummerkraut Zufriedenheit.

Für den Narrenturm

Aber nein, liebe Freundin, ich habe das schöne Sammelbuch durchaus nicht vergessen, das Sie sich seit einem Jahre angelegt haben, und auf dessen erstem Blatt Sie mit Ihren steilen englischen Lettern, die ich so gern habe, das Wort „Der Narrenturm“ geschrieben haben. Ich habe Ihnen schon damals gesagt, daß mir das Titelschild etwas unhöflich, aber der Grundgedanke, von dem Sie ausgehen, recht verheißungsvoll erscheint. Der eine sammelt Briefmarken und Ansichtskarten, der andre Damenspenden und Autogramme. Sie wollen lustige Stilblüten aus den Werken der Allermodernsten und litterarische Absonderlichkeiten in einem goldgeränderten Album zusammenreihen, und alle Ihre Freunde haben Ihnen in die Hand geloben müssen, aus ihren Lesefrüchten Ihr Buch zu bereichern. Ich weiß nicht, wie groß Ihre Ansprüche an unsre jüngsten Schriftsteller sind, bis Sie den einen oder den andern für würdig

erachten, in dem „Narrenturm“ einquartiert zu werden. Sie sind, soviel ich bemerkt habe, durch die regelmäßige Lektüre der „Insel“ etwas verwöhnt worden, und schließlich kann man Ihnen nicht jeden Tag einen Arthur Mombert oder Ernst Dautendey einfangen. Aber einige kleine Beiträge für Ihre Sammlung glaube ich Ihnen doch bieten zu können, und wenn Sie nicht allzu unbescheiden sind, so werden Sie mit mir zufrieden sein.

* * *

Da lese ich kürzlich von Arno Holz in einem alten Zeitungsblatt vier Zeilen, die sich mir durch ihren üppigen Aberwitz sofort unverlierbar ins Gedächtnis geprägt haben. Sie lauten wörtlich:

„Andre haben andre Hirne.
Meine Birne
Liegt im Kampf mit meinem Nabel —
So zu sagen: Kain und Abel.“

Als ich einen Freund des Dichters um des Rätsels Deutung bat, sagte er mir, daß Arno Holz mit diesen Versen die Art von Richard Dehmel habe parodieren wollen. Wenige Wochen später las ich in einem neuen Zeitungsblatt vier Zeilen von Richard Dehmel, die sich mir durch ihren üppigen Aberwitz wiederum unverlierbar in das Gedächtnis geprägt haben. Sie lauten wörtlich:

„Die kämpfenden Mächte feiern Versöhnung
Im Schoße der Allmacht zu ihrer Verschönung (!).
Drum will der Mensch, je mehr allein,
Mit aller Macht ein Allmensch sein!“

Als ich einen Freund des Dichters um des Rätsels Deutung bat, gab er mir die Erklärung, daß Richard Dehmel mit diesen Versen die Art von Arno Holz habe parodieren wollen . . . und das Arge an der Sache ist, daß die Deutungen beider Poeten so herzbrechend wahrscheinlich sind! . . .

* * *

Von Otto Erich Hartleben kann ich Ihnen nur fünf Worte liefern, aber ich glaube, daß sie einen Ehrenplatz verdienen. Der liebenswürdige Spötter, dem der Studentenübermut noch immer in allen Fingerspitzen kitzelt, hat durch einen Bierzeitungswitz, der nur eine einzige Zeile umschließt, mehr Aufsehen erregt, als durch sämtliche Bände und Bühnenwerke, die er vorher veröffentlicht hatte. Der Dichter des „abgerissenen Knopfes“ hat über den Dichter des „Buches der Lieder“ einen Wahrspruch gefällt, der aus den monumentalen Worten besteht: „Heine war mir immer unangenehm!“ . . . Eine Begründung ist diesem Ausspruche nicht hinzugefügt. Vielmehr erscheint er ebenso abgerissen wie der Knopf, der unsern Otto Erich zu seinem wertvollsten Werke

begeistert hat. Scharfsinnige Leute haben darüber nachgegrübelt, warum ihm nur Heinrich Heine so unangenehm ist. Vielleicht weil er bessere Verse gemacht hat? oder weil er, wie die „Nordseebilder“ beweisen, im Gegensatz zu Otto Erich eine so große Vorliebe für das Wasser gehabt hat? ... Niemand aber wird die Leute, die sich über den Ausspruch Hartlebens so ehrlich ergrimmen, vergnügter belächeln als Hartleben selbst. Hat er doch sicherlich nichts andres erreichen wollen! Der schalkhafte Herr hat die Beobachtung gemacht, daß man von den Künstlern, welche die Denkmäler in der Siegesallee geschaffen haben, nicht halb so viel gesprochen hat, wie von den Vandalen, welche ihnen die Nasen abgeschlagen. Das mußte den Ehrgeiz anstacheln ... und in der That! Wenn die Unsterblichkeit mit beschränkter Dauer, die unser Otto Erich durch seine eignen Werke errungen hat, längst verflossen ist, wird vielleicht noch in mancher Litteraturgeschichte zu lesen sein: „Das ist der Dichter gewesen, dem Heinrich Heine unangenehm war ...“

* * *

Eine Fundgrube für Sie sind die Gedichte der reimlosen Lyriker, die seit dem „Phantasus“ von Arno Holz sich so ergötzlich vermehren und in Georg Stolzenbergs Veröffentlichungen ihren Höhepunkt

erreicht zu haben scheinen. Der Dichter gehört zu jenen Streckverspoeten, die sich nicht bloß vom Reim, sondern auch vom Rhythmus emanzipiert haben und uns eine in Stücke gehauene Prosa bieten, die mit einem Gedicht nur eine äußerliche typographische Aehnlichkeit hat. Lesen Sie folgende Zeilen: „In den Grunewald seit fünf Uhr speit Berlin seine Extrazüge. Ueber die Brücke von Halensee, über Spandau, Schmargendorf, über Pichelsberg, von allen Seiten, zwischen trommelnden Turnerzügen, zwischen Kremsern mit Musik, entlang die schimmernde Havel, kilometerten sich die Chausseeflöhe ... Pankow, Pankow kille, kille ... Rixdorfer, Schunkelwalzer, Holzauktion ...“ Sie halten diesen Auszug aus dem Sonntagsfahrplan für Berlin und Umgebung möglicherweise für eine mangelhaft geschriebene Lokalnotiz? Aber nein! Das sind Verse aus dem „Phantasus!“ Oder ein andres Beispiel: „Jeden Abend, wenn im Biergarten die Militärkapellen spielen, lehnen sich rings, das Gitter entlang, Arbeiter in blauen Blusen, das Kinn in die Hand gestützt ... Elektrisches Licht beleuchtet die ernsten Gesichter ...“ Das ist aber keineswegs ein Satz aus einem Fortsetzungsroman der „Dienstbotenzeitung“, sondern ein wortgetreues Citat aus einem Gedicht von Georg Stolzenberg ... Ich glaube nach diesen Proben, daß die angekündigte „Revolution der Lyrik“

in einem einzigen Satz gipfeln wird, der allerdings unser ästhetisches Wissen um eine wesentliche Entdeckung bereichert. Wie viele Kunstrichter und Philosophen haben sich bemüht, den Unterschied von Poesie und Prosa in eine knappe Definition zusammenzufassen! Nun ist es geglückt. Werden die Worte eines Satzes nebeneinander gedruckt, so ist es Prosa; werden sie untereinander gedruckt, so ist es Poesie ... Das ist die Weisheit, die Sie Herrn Georg Stolzenberg zu verdanken haben.

* * *

Ich weiß nicht, ob Sie auch Bilder in Ihr Buch einkleben. Wenn es der Fall ist, so verschaffen Sie sich, bitte, eine Illustration der Statue „Der Friede", die der Freiherr v. Uechtritz, einer der bildhauerischen Mitarbeiter der „Siegesallee", vollendet hat, und die uns die vielumworbene Göttin der Völkereintracht in einer Auffassung darstellt, wie sie nur am modernen Militärstaat heranreifen konnte. Das ist nicht der von Schiller geschaute liebliche Knabe, der am ruhigen Bach lagert. Das ist auch nicht der Genius mit dem Oelzweig in der Hand und den sanften Verheißungen in seinen liebevollen Augen. Das ist eine trotzige Frauengestalt, die mit der Krone des obersten Kriegsherrn geschmückt ist. In ihrer rechten Hand hält sie ein gezücktes Schwert.

Die Linke scheint sich suchend nach einem Präzisionsgewehr auszustrecken. Auf ihren Lippen schwebt eine Verherrlichung der allgemeinen Wehrpflicht, und aus ihren Augen sprechen Kampflust und Drohung. Das ist der bewaffnete Friede, der in der Vorhalle des Kriegsministeriums seinen Platz finden könnte — denn unter den Händen des Bildhauers hat sich eine Statue, die ein Symbol der Eintracht darstellen mußte, in eine Apotheose des Militäretats verwandelt. Ich erwarte, daß der treffliche Künstler aus dem Geist des Soldatenstaates heraus auch andre veraltete Allegorien neu belebt, und hoffe, von ihm in Zukunft vielleicht noch folgende plastischen Kunstwerke bewundern zu können:

„Die Wissenschaft." Ueberlebensgroße Statue eines Hauptmanns der Artillerie, der uns an einem Arbeitstische des Spandauer Pulvermagazins vor Augen geführt wird. Vor ihm steht eine Anzahl von Tiegeln, Mörsern und Retorten, aus welchen er soeben mit begeisterter Erfinderfreude ein neues rauchloses Pulver hergestellt hat, das die Menschen noch sicherer tötet als die bisher bekannten Zusammensetzungen. Auf dem Sockel befindet sich eine Anzahl von Architekturen, welche die sämtlichen Kadetten- und Unteroffizierschulen des Königreichs Preußen darstellen.

„Die Schamhaftigkeit." Eine große Skulp-

turengruppe. Scene aus einem festlichen Empfange. Neben einer Anzahl von Offizieren und Hofbeamten, deren blinkende Uniformen mit vielen Ordensauszeichnungen geschmückt sind, steht mit gesenktem Haupt — ein Bild der Beschämung — ein verdienstvoller Gelehrter und Dichter, der mit niedergeschlagenen Augen das ordenslose Knopfloch seines Fracks betrachtet ... Auf dem Sockel befinden sich die Abbildungen sämtlicher europäischen Ordensauszeichnungen, vom Goldenen Vließ an bis zur koburg-gothaischen Medaille gegen Kunst und Wissenschaft.

„Die Nächstenliebe." Ein realistischer Ausschnitt aus dem Alltagsleben. Ein Schutzmann führt einen obdachlosen Proletarier in das weitgeöffnete Portal einer Polizeiwache ... Auf dem Sockel stehen in goldenen Lettern die einschlägigen Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches und des Reichsstrafgesetzbuches eingezeichnet.

„Die Poesie." Porträtstatue des Majors Josef Lauff in voller Uniform. Vor ihm liegt der „Brandenburgische Kinderfreund" und ein alter Jahrgang des „Militär-Wochenblattes" aufgeschlagen. Auf dem Sockel, der im übrigen nur mit dem schlichten Wort „Hurra!" geschmückt ist, wird die Entwicklungsgeschichte des Poeten plastisch veranschaulicht. Wir sehen Josef Lauff als Fähnrich, Josef

Lauff als Leutnant, Josef Lauff als Hauptmann und Major und endlich Josef Lauff als Dichter, wie ihm in einem Augenblick visionärer Verklärung in schwarz-weiß umränderten Wolken die Muse erscheint und den roten Adlerorden zweiter Klasse entgegenhält ...

Vielleicht macht uns der geniale Thomas Theodor Heine gelegentlich das Vergnügen, die Entwürfe für diese vaterländische Ruhmeshalle mit seinem Zeichenstift festzuhalten.

* * *

Und nun zum Schluß eine köstliche Spende von Peter Altenberg, die es wirklich verdient, aus der hinter dem Rücken des Publikums erscheinenden „Wiener Rundschau" herausgehoben zu werden. Die kleine Erzählung führt den Titel: „Diese ist fein", und schildert die innere Umkehr einer Frau, die einen Augenblick zwischen einem blendenden Anbeter und einem nüchternen Gatten geschwankt hat.. Sie wird zu der Einsicht geführt, daß jener Anbeter es leicht hat, ihr schöne Worte zu sagen, weil er sie immer nur an den Feiertagen des Lebens, im „seelischen Sonntagsputz" erblickt, während der Gatte auch in der Lebensprosa des Alltages sich ihr als treuer und wachsamer Kamerad erweist. Gegen diesen Inhalt einer bescheidenen Novellette ließe sich nichts

einwenden — es sei denn, daß er bis zum Uebermaß verwaschen und verbraucht ist —, wenn Peter Altenberg nicht für die Lebensprosa ein Symbol gewählt hätte, das bisher nur in der Pharmakopöe, aber nicht in der Litteratur zur Verwendung gekommen ist. Es ist jene wohlthätige Verdauungspastille, die der französische Apotheker Grillon unter dem Namen „Tamar Indien“ der leidenden Menschheit gespendet hat. Um die befreienden Wirkungen dieses Mittels kreist die ganze Unterhaltung der beiden Gatten. Ich citiere wörtlich:

„Risa, hat die Pastille Tamar Grillon, die ich dir heute Morgen gab, gewirkt?“

„Ja. — — — Ich bin wie erlöst.“

„Es ist ein königliches Mittel. Milde, wie die Natur selbst, und gleichsam voll innerlicher fürsorglicher Weisheit. Unsre eigne Kraft, nur quasi in die Frucht des Tamarindenbaums verzaubert.“

„Ich bin wie erlöst.“ — — —

„Nun siehst du!?“ — — —

„Du hättest Kindsfrau werden sollen,“ — — — sagte sie sanft. Er aber spürte gleichsam ihren Leib und ihre Seele, welche er in gleichem Maße behütete und frei bewahrte vor jedem Drucke, auf daß sie seien in Frieden.

„Ganz glücklich bist du über Tamar,“ sagte sie lächelnd.

Man wird zugeben müssen, daß diese beiden Eheleute ihre Unterhaltung nur notdürftig fristen ... Aber sie vermögen sich von dem Thema gar nicht loszureißen. Auf dem Wege in die Oper fängt die Frau abermals an: „Du, wenn Tante Ida wüßte, daß wir über „Tamar" uns besprachen?! Kannst du dir vorstellen, daß überhaupt jemand aus unsern Familien über Tamar sich bespräche?! Ich selbst wußte es nicht von mir, daß man es könne ..." Und nach einer weiteren Unterbrechung: „Du, übrigens, könntest du mit Herrn von Artin darüber sprechen?!" Risa antwortet: „Unter keiner Bedingung. Wie kommst du darauf?! Ich fühle, daß er nie mit mir über Tamar sprechen könnte ..." Und so löst sich die tugendhafte Frau auf dem Umwege über Tamar von der kleinen Schwäche für Herrn von Artin. Die gefeierte Pastille hat auch seelisch purgierend gewirkt — und die beiden Gatten einigen sich in den appetitlichen Schlußworten:

„Er kennt dich nur in deinen erhöhtesten Momenten, den Sonntagen deines Seins. Auf einem Schiffe müßte er dich erbrechen sehen!"

„Ja, das ist es. Er müßte mich erbrechen sehen auf einer Meerfahrt!"

Das ist eine Probe der Symbolik, wie sie Peter Altenberg versteht. Seine geschmackvolle Skizze, die eine wahre Apotheose der Verdauungsstörungen ist,

wird ihm wenigſtens eine Anerkennung unbedingt ſichern. Unter den Leibdichtern des modernen Publikums giebt es manche, die dunkel und verſteckt, und wieder andre, die offen und klar ſind. Peter Altenberg gehört zu den offnen Leibdichtern ... Dieſen Ruhm wird ihm fortan niemand beſtreiten können.

Ansichtskarten

An Dieſen und Jenen

O, möcht's doch jeder Eifernde mir glauben,
Dem fremder Ruhm am Mark des Lebens zehrt:
Du kannſt dem Andern ſeine Ehre rauben
Und haſt doch deine eigne nicht vermehrt.

* * *

Wer im Abendſcheine des Lebens ſteht
Und dann ohne Feinde zu Grabe geht,
War gut wie ein Heil'ger und frei von Stolz —
Oder tückiſch und falſch wie Galgenholz.

* * *

Will einer zu hohhn Jahren kommen
Und ſpät erſt zu grauen Haaren kommen,
So muß er Gehör dem Rate ſchenken:
Sich über Kränkendes nicht zu kränken.

* * *

Wer tiefer will waten, als fester Sand ist,
Und höher will greifen, als seine Hand ist,
Wird bald seine Kräfte vergeudet haben
Und des Daseins Lust sich verleidet haben.

* * *

Tief unter des Tages plattem Gemeinleben
Führt jeder ein scheu verstecktes Alleinleben,
Vor das die Keuschheit schützend ihr Siegel hängt,
Bis Haß oder Liebe plötzlich den Riegel sprengt.

* * *

Was auch ein Schmeichler bot an leckern Gaben,
Ich schritt hinweg von seinen Honigwaben.
Doch was mich stets im Innersten erfrischt hat —
Der Essig war's, den mir der Neid gemischt hat.

* * *

Wenn die Hetzer und Schwätzer ringsumher
Versuchen, den Staat in Brand zu stecken,
So ziemt's auch dem einsamen Dichter nicht mehr,
Verträumt den Kopf in den Sand zu stecken.

* * *

Den Halbdenkern, die um die Welt einen Flor ziehen,
Will ich die lachenden Weltkinder vorziehen . . .
Besser flach genießen das Heute und Gestern,
Als es flach verklagen und flach verlästern!

* * *

Thu, was du kannst, zu mildern fremdes Leid,
Doch rechne nicht auf Gegenseitigkeit.
Wer bei der Gabe an den Dankzins denkt —
Gewuchert hat er, aber nicht geschenkt.

* * *

Wem nie bei fremden Qualen das Herz gepocht hat,
Wem nie der Zorn des Andern im Blut gekocht hat,
Wer die Hütten der Armut stets nur von fern gesehn,
Der hat nicht des Lebens heimlichsten Kern gesehn.

* * *

Nicht in der Menschen lauter Gemeinsamkeit,
Nur in dem schamhaften Frieden der Einsamkeit
Wird erst dein Bestes dir aus dem Herzen sprießen,
Wie Schattenpflanzen, die sich dem Licht verschließen.

* * *

Wir sagen zum Glück: „Warum weilst du nicht?"
Wir sagen zum Schmerz: „Warum eilst du nicht?"
Und eh' wir die Antwort eingetauscht,
Ist Schmerz und Freude vorbeigerauscht.

* * *

So lehrt auf einem Talmudblatt der Weise:
Zwei Namen führst du auf der Lebensreise —
Der eine ward dir in der Eltern Haus,
Den andern sprechen deine Thaten aus.

* * *

Wer die Menge durchschaut hat und flieht sie nicht,
Wer die Großen erforscht hat und mied sie nicht,
Wer die Menschen kennt und will nicht ihr Richter sein,
Muß kalt wie ein Gott oder groß wie ein Dichter sein.

* * *

Was ihr auch Neues und Eignes gebt,
Das Wort wird Geltung behalten:
Auch die kühnste Schöpfung der Neuen lebt
Vom gehäuften Erbe der Alten.

* * *

Manch tönender Satz, der das Ohr gewinnt
Als weithin wirkendes Schlagwort,
Erweist sich schon, wenn ein Jahr verrinnt,
Als rasch verklungenes Tagwort.

* * *

Den eignen Arbeitstisch in Scene setzen,
Und *auf* der Bühne *von* der Bühne schwätzen —
Das heißt, dem Schein den Wiederschein gesellen
Und vor den Spiegel einen zweiten stellen.

* * *

Es ist kein müßiges Wortspiel nur —
Es wuchs aus vielen kritischen Saaten:
Wir hätten vielleicht mehr Litteratur,
Besäßen wir weniger Litteraten.

* * *

Einſt Wolken erfliegender Ueberſchwang,
Jetzt Alltagsplattheit und Wirklichkeitsdrang . . .
So folgte dem Rauſch der früheren Zeit
Ein wahres Delirium der Nüchternheit.

* * *

Ein Regiſſeur braucht keinen Dunſt
Von echter Kraft zu ſpüren —
Er findet dennoch Lob und Gunſt,
Verſteht er nur die eine Kunſt,
Sich ſelbſt zu inſcenieren.

* * *

Auch heute noch findet Ruhm und Preis,
Wer mit recht ernſthafter Miene weiß
Ueber der Menſchheit urewige Fragen
In tönenden Worten nichts zu ſagen.

* * *

Verachtet den Spott und das Lachen nicht!
Schon manches flatternde Neckwort
Es wurde, erkoren vom Weltgericht,
Zum geiſterbefreienden Weckwort.

* * *

Biſt du der richtige Zwielichtsmann,
Der weder erheitern noch rühren kann,
Und haſt ein Gemengſel zuſammengebracht,
Das weder erſchüttert noch fröhlich macht,

Das weder Tiefe noch Spitze hat,
Das weder Thränen noch Witze hat,
So wird man es gleichwohl anerkennen ...
Du mußt's nur „Tragikomödie“ nennen.

* * *

Wenn ein Poet am Vortragstisch
Mir lieſt ſein tiefſtes Sehnen
Und rings im Saal, vom Zapfen friſch,
Herumreicht ſeine Thränen,
Wenn er mir lieſt ſein ſtillſtes Leid
Und ſeine verſchämteſten Freuden —
Mir iſt's, als wollt' er aus Eitelkeit
Sich öffentlich entkleiden.

* * *

Im Lande der Dichter und Denker —
Da giebt es ein wunderlich Paar.
Es ſucht der Eine den Andern
Schon manches liebe Jahr;
Sie können einander nicht finden,
Ob Mond auf Mond verfließt:
Der Eine iſt lyriſcher Dichter,
Der Andre — ein Menſch, der ihn lieſt.

* * *

Ich hörte von manchem Gernegroß
Die stolzesten kritischen Thronreden —
Und sah ihn nach wenigen Wochen bloß
Als Zielblatt lustiger Hohnreden.

* * *

So manches Wort klingt stark und kühn
Am phrasenumbrodelten Kneiptisch —
Und wirkt so unreif und so grün,
Erwägst du's still am Schreibtisch.

* * *

Im Talmud las ich: Bist du reich an Witz,
So wirst du niemals prunkend dich erdreisten,
Doch wer nur arm an geistigem Besitz,
Der schreit und lärmt und brüstet sich am meisten.
So fällt dein Kreuzer klirrend durch den Spalt
Der Armenbüchse, wenn sie leer ist —
Doch weckt er keinen Laut, der prahlend hallt,
Wenn sie von Gaben voll und schwer ist.

* * *

Wie rasch das Leben auch entschlüpfen mag,
Es dehnt sich endlos oft ein kurzer Tag.
Das ist der Widerspruch, nicht auszugleichen:
Die Jahre rennen, und die Stunden schleichen.

* * *

Ob dir der Tag eine Wunde bringt,
Ob neue Freuden die Stunde bringt,
Ob leicht dein Leben, ob's schwer ist . . .
Sei glücklich, wenn es nicht leer ist.

* * *

Zwei Gaben, tiefen Zaubers voll,
Ersehn' ich immer mir aufs neue:
Verzichten können ohne Groll —
Und sünd'gen können ohne Reue.

* * *

Verleugnet hab' ich's mein Lebtag nicht,
Daß vor schönen Augen mein Mut zerbricht.
Den Zorn der Männer hab' ich bekriegt —
Das Lächeln der Frauen hat mich besiegt.

* * *

Wenn ganz ohne Sorgen die Tage verschweben —
Das ist ein hohles, ein halbes Leben.
Doch glücklich ist der begnadete Mann,
Der seine Sorgen sich wählen kann.

* * *

Das Gestern tiefgründig überdenken,
Aufs Morgen behutsame Pläne lenken —
Das ist das Mittel der sinnreichen Leute,
Um zu verschwenden den Reichtum des Heute.

* * *

Der satte Reichtum hat's ausgedacht,
Daß Armut niemandem Schande macht.
Die Schlemmer lehren am vollen Tisch,
Wie Salz und Brot hält die Wangen frisch.
Die Tauben gurren vom Dachesrand:
„Nehmt lieber den Sperling in der Hand . . ."
Und die Dummen faßten den Mehrheitsbeschluß,
Daß stets der Klügere nachgeben muß.

* * *

Ich kenne manchen, der laut und dreist
Sich selbst mit liebreichen Worten preist.
Doch hab' ich nur wenige noch gesehn,
Die froh sich selbst zu genießen verstehn.

* * *

Die Kunstrichter lehren mit strengem Gesicht:
„Dies darf ein Dichter und Jenes nicht."
Doch glaubt mir, trotz euerm weisen Beschluß:
„Er darf, was er kann, und schafft, was er muß."

* * *

„Parteilosigkeit ist unser Hort!
Bei uns kommt jede Richtung zum Wort!" . . .
Wozu die Phrasen so breit und groß?
Sagt einfach: Wir sind gesinnungslos.

* * *

Es bieten ganze Dichtergruppen
Jetzt lose Lieder feil ringsum:
„Sie kochen breite Brettl-Suppen
Und finden ein groß Publikum.“

* * *

„Warum wird nur der Eine so verehrt,
Daß sie wie Götzendiener ihn umdrängen?“ . . .
Die Nullen glauben stets, es wächst ihr Wert,
Wenn sie an eine große Eins sich hängen.

* * *

Die großen Werke, die nur geplant,
Doch nicht gestaltet werden —
Die weisen Worte, die nur geahnt,
Doch nicht entfaltet werden —
Die ungesungenen Reime,
Die unbefruchteten Keime . . .
Wer weiß, ob nicht diese verborgne Welt
Der Schätze größten umschlossen hält?

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.